

Meine Erlebnisse als Feldprediger im Sonderbundskrieg 1847

von Pfarrer Rudolf Heiz
damals in Rafz,
später in Albisrieden
im Amt.

Übertragen aus dem Originaltagebuch
durch Max Bürgi, 2007

Auf Computer übertragen

Ursula Bürgi, 2009

Ortsmuseum Albisrieden

Um die Schwierigkeiten des Feldpredigers verstehen zu können, muss die politische Entwicklung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Eidgenossenschaft in Erinnerung gerufen werden.

Nach der Französischen Revolution und der französischen Besetzung des Landes (um 1800) entwickelte sich allmählich das Bewusstsein der „égalité“ von Stadt und Land, von Regierung und Regierten. Vor allem in den reformierten Kantonen begann der Liberalismus Fuss zu fassen. Am „Ustertag“ von 1830 beispielsweise wurde die stärkere Beteiligung des Landvolkes verlangt, und in der darauf erlassenen Verfassung konnten $\frac{2}{3}$ des kantonalen Parlaments von der Landbevölkerung bestimmt werden. Als aber die Liberalen immer mehr von „Radikalen“ abgelöst wurden, die viel Althergebrachtes abschafften, z.B. Vorherrschaft der Kirche in Sachen Schule, wurde auf dem Lande protestiert. Als die Regierung schliesslich als Theologiedozenten den Süddeutschen Dr. Strauss an die Universität berief, platzte den „Konservativen“ der Kragen (Straussenhandel).

Am 6. September 1839 kam es zum sog. „Züriputsch“, an dem Tausende von Landleuten bewaffnet, z.T. unter Führung von

Pfarrern, in die Stadt zogen, wo es zu einem kurzen Kampf kam.

Die radikale Regierung trat zurück, viele ihrer Anhänger, unter ihnen die meisten Offiziere, mussten fliehen, weil sie vom Landvolk gehasst wurden.

So richtete sich die Wut dieser Vertriebenen gegen alle Kirchendiener, also auch gegen die Feldprediger, sogar noch im Sonderbundkrieg acht Jahre nach dem Putsch.

Es war im Oktober, mitten in den lebhaften Rüstungen zu einem Feldzug gegen den Sonderbund, als der hochwürdige Kirchenrat des Kantons Zürich auf Veranlassung des hohen Kriegsrats neun Feldpredigerstellen zu besetzen hatten. Da nun nach geschehener öffentlicher Ausschreibung nur eine einzige Anmeldung eingegangen war, so musste zu recht freien Wahlen geschritten werden, welche sich auf alle dem zürcherischen Ministerium einverleibten Geistlichen erstrecken konnten. Auch mir wurde eine Feldpredigerstelle übertragen; damit erfüllte sich eine Ahnung, die ich seit einiger Zeit gehegt hatte. Die darauf bezügliche kirchenrätliche Zuschrift, dat. 12. Okt. 1847, lautete also: *„Da der Kirchenrat in heutiger Sitzung den Herrn Pfarrer Heiz in Rafz ohne Anmeldung zu einer der kürzlich ausgeschriebenen Feldpredigerstellen ermahnt hat, so wird demselben hieran mit Einladung Kenntnis gegeben, sich über die Annahme dieses Rufes bis morgen nötigenfalls durch einen Expressen zu erklären, wobei der Kirchenrat die Hoffnung ausspricht, er werde in einem so wichtigen Momente dem erhaltenen Ruf Folge leisten, mit der Zusicherung, dass während der Dauer einer allfälligen Abwesenheit der Kirchenrat nach Erfordernis für Versehnung seiner hiesseitigen Geschäfte sorgen werde.“*

Es stand damit in meiner Macht, die übertragene Stelle anzunehmen oder abzulehnen. Kein geringer Kampf entspann sich in meinem Gemüte, danach entschloss ich mich, den ernsten und schweren Gang zu tun.

Persönlich erklärte ich die Annahme der auf mich gefallenen Wahl. Von der einen Seite wurde diesem Schritt Beifall gezollt; von der andern dagegen fehlte es nicht an Erstaunen und sogar Vorwürfen. Indes musste der Tadel verstummen, wenn ich die Motive meiner Verpflichtung darlegte und es verwandelte sich in die besten Glückwün-

sche für meine aus freiem Willen gewählte Laufbahn. Denn nicht leichthin habe ich den Entschluss gefasst, sondern nur nach der reiflichsten Überlegung und im festen Vertrauen auf den Beistand des Herrn. Die oberste Kirchenbehörde des Kantons, so sagte ich zu mir selbst, hat dich berufen und dir damit einen Beweis grossen Zutrauens gegeben; diesem musst du mit demselben Zutrauen entgegenkommen. Der gegenwärtige Zeitpunkt bedarf besonders der Segnungen deines heiligen Amtes, vermöge dessen du die Gnadengüter des Evangelismus vielen empfänglichen Gemütern spenden kannst; entziehe dich diesem hohen Dienste nicht. Dir ist der freieste und unbefangendste Standpunkt angewiesen, den du siegreich und segensvoll für dich und andere behaupten kannst, wenn du auf der Höhe eines Botschafters an Christi Statt bleibst; die dunkle Gegenwart darfst und sollst du mit dem Lichte des göttlichen Wortes beleuchten zur Belehrung, zum Trost und zur Ermutigung der dir anvertrauten. Überdies gilt auch dir die Verheissung: „Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir“, also liess sich eine innere Stimme gegen mich vernehmen und ihre Worte waren mir ein Gebot, dem ich mich nicht entziehen wollte. Wer meine individuelle dunkle Stimmung und meine Stellung zu den Tagesfragen kannte, mochte nur mit Besorgnis meinen Entschluss vernehmen. Aber ich ging im Namen dessen, der mich durch Menschen auf den schwierigen Posten gestellt hatte, und zur Stunde bereue ich es nicht im Mindesten, dem an mich ergangenen Ruf gefolgt zu sein. Nun ich mich einmal entschieden hatte, war ich völlig ruhig. Bibel und Schweizergeschichte wurde von mir ausschliesslich zum Studium gewählt, aus diesen beiden Quellen zog ich Kraft für die nächste Zukunft. Eine etwas missliche Vordeutung für mich wollten einige darin erblicken, dass das Patent des hohen

Kriegsrat am 20. Okt. mir das Bataillon Nr. 3 (Brunner) zuteilte, welches durchweg mit dem System der Regierung am unterschiedensten einig ging und schon früher bei verschiedenen Anlässen seine Gesinnung deutlich zu Tage gelegt hatte. Indes verursachten mir auch diese Umstände beinahe Unruhe; ich sah ihn ebenfalls als eine nicht bloss zufällige Leitung an, sondern von dem geordnet, der mich nun einmal durch eine ernste Schule des Lebens führen wollte.

Täglich musste ich jetzt eines Rufes zum Abmarsch gewärtig sein; auch war sich keineswegs zu verfehlen, dass wer einmal ins Feld gezogen, vielleicht nicht mehr wiederkehrte. Darum ordnete ich das Wichtigste in Haus und Amt an, ergebungsvoll erwartend, was über mich in höherem Ratschluss bestimmt war, so besonders in stetem Gebet zu meiner Amtsführung Segen von oben mir erfliegend.

So gingen noch einige Tage dahin in gespannter Erwartung. Schon waren einige zürcherische Bataillone an die Kantonsgrenze gerückt; jede Stunde könnte auch mir den Marschbefehl bringen. Noch hatte ich auf Sonntag, den 24. Oktober mir der üblichen Herbstpredigt ein Abschiedswort an meine Gemeinde beabsichtigt. Aber unser Bataillon wurde auf denselben Sonntag einberufen. Durch eine befreundete Hand jedoch wurde mir das Gegenteil versichert. Ruhig schlief ich samstagnachts ein und freute mich zum Voraus, noch in der Heimat gottesdienstlich Sonntagsfeier halten zu können. Allein meine Hoffnung ward zunichte; denn morgens 4 Uhr ertönte die Hausglocke und es kam mir durch verdankenswerte Gefälligkeit die bestimmte Nachricht zu, dass unser Bataillon schon auf 9 Uhr vormittags nach Zürich einberufen sei. Offizielle Anzeige gelangte direkt keine an mich. Man scheint den Feldprediger vergessen zu haben, vom Auszug seines Korps in

Kenntnis zu setzen. Nichtsdestoweniger machte ich mich also bald auf, besorgte mein Gepäck, bestellte eine Chaise, um so bald als möglich an meinem Bestimmungsort einzutreffen, traf mit meinem Vorsteher und Lehrer die nötigen Anordnungen wegen des Gottesdienstes, den ich mit schmerzlichem Gefühl zurückliess, und machte mich bereit, das Meinige zu verlassen. Gegen 8 Uhr fuhr die Chaise vor. Mit Hut und Degen stand ich da, von meinem einzigen geliebten Kinde Abschied zu nehmen. Eine unbeschreibliche Ahnung ergriff mich; die Tränen traten mir in die Augen; auch die Kleine schien zu fühlen, dass etwas Besonderes vorging, denn ihre Gesichtszüge liessen sich zum Weinen an. Fest und ruhig stieg ich ein und fort rollte die Kutsche durch das Dorf hinab. Zu beiden Seiten der Strasse stand eine Menge Leute, welche mir ein herzliches Lebewohl zuwinkten und zuriefen. Fast im Augenblick des Abschieds von Haus und Gemeinde fiel das ganze Gewicht meines freiwilligen Opfers auf meine Seele und ich weiss kaum, ob mir ein ehrenvoller Ausweg damals nicht noch erwünscht gewesen wäre. Doch zog ich ob dem Aufblick zu dem, der seine Hand über alle Kreatur ausgestreckt hält und ohne dessen Willen keinem etwas begegnen kann. Noch oft sah ich mich nach dem teuren Orte um mit dem Gedanken: Wirst du wohl wieder dahin zurückkehren? Es war ein frischer Herbstmorgen; die Sonne stand in vollem Glanz am wolkenlosen Himmel; dies wirkte wohlthätig auf mein beschwertes Gemüt. In zwei am Wege liegenden Ortschaften verabschiedete ich mich von treuen Freunden und Anverwandten, die mich mit den aufrichtigsten Segenswünschen entliessen. Ein benachbarter aufrichtiger Amtsbruder anbot mir, den Gottesdienst an meiner Statt zu halten, was ich natürlich mit Dank annahm. Je näher wir der Stadt kamen, desto mehr wurde der westliche Himmel mit dunklem Gewölk

bedeckt, nur die Schneegebirge standen in ungetrübter Klarheit und in seltener Majestät, und der Saum stand in gelblichem Lichte da; allmählich hüllten auch sie sich in das herbstliche Gewölk. Jetzt fiel der Regen in Strömen und wich erst mit Anbruch der Nacht. Zwischen 11 und 12 Uhr hielt die Chaise zu Zürich im Talacker. Die Strasse war auf ihren Fusswegen mit einer unabsehbaren Menschenmenge bedeckt, die trotz des Regens nicht von der Stelle wich; ausser einer Umzäunung standen die Angehörigen der Soldaten da, um den Ihrigen nochmals die Hand zum Abschied zu reichen. Ich stieg aus und verfügte mich alsobald in die Kaserne; nur mit Mühe vermochte ich durch das Gewimmel der Militärs durchzudringen; meine erste Sorge war nach dem Oberst unseres Bataillons; in meinem Offizierszimmer traf ich ihn; er begann: „Sind Sie auch hier?“ Ich reichte ihm grüssend die Rechte mit den Worten: „Es wird Ihnen bekannt sein, dass mich ihr Kriegsrat ihrem Bataillon als Feldprediger zugeteilt hat; hier stehe ich nun zu ihren Diensten.“ Er lächelte freundlich und erwiderte: „So! Aha! Nehmen Sie hier Platz, wo es Ihnen beliebt!“

Da noch ein zweites Bataillon sich einzufinden hatte, so entstand ein gewaltiges Durcheinander. Hin- und herlaufen, die Treppen auf und ab, mit Rufen und Appellieren, mit Auf- und Abrennen, das alles war für mich etwas ganz Ungewöhnliches. Wegen des immer noch anhaltenden starken Regens konnte von einem Abmarsch vor etlichen Stunden keine Rede sein. Wie so leicht hätte ich in meiner Gemeinde am Morgen noch Gottesdienst halten und wäre darnach früh genug in Zürich gewesen! Es sollte eben nicht so sein. – Bei meinen nächsten Anverwandten speiste ich zu Mittag, verweilte ein Stündchen daselbst, verabschiedete mich dann von ihnen und kehrte in die Kaserne zurück. Noch lange sollte ich dort harren. Es folgte eine fast tumult-

artige Tätigkeit in Ausrüstung der abgehenden Truppen. Bald weilte ich unter Soldaten, bald unter Offizieren; immer war mir fast unheimlich zumute; denn wenigen bekannten Personen begegnete ich; es waren grösstenteils für mich ganz fremde Gesichter. Man sah mich allerwärts mit grossen Augen von Kopf bis zu den Füßen an; als wollte man fragen: „Freund, wie bist du herangekommen?“ Oder auch, im umgekehrten Sinn: „Ist Saul auch unter den Propheten?“ Wie ein Argus behielt ich meinen am Boden liegenden Koffer im Auge; ein gefälliger Bekannter liess mir denselben auf den im Hof stehenden Korbwagen spedieren, sonst wäre er sicher zurückgeblieben; denn mir waren die Sitten, Rechte und Gebräuche des Soldatenlebens völlig unbekannt. Oft suchte ich bei einigen Angehörigen unseres Bataillons ein wenig anzuknüpfen, um allmählich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen uns einzuleiten, allein es fehlte noch an der rechten magnetischen Anziehungskraft; der Thermometer der Gewogenheit stand damals noch auf Null; dass er sogar noch fallen könne, dafür gab mir folgender Umstand einen ziemlich deutlichen Wink. Während ich nämlich einmal so verlassen und verloren in einem Zimmer stand, mich nach irgend einer wohlwollenden Physiognomie umsehend, streiften in straffem Schritt zwei mir unbekannte Offiziere an mir vorüber und der Tür zu; da sagte, für mich vernehmlich, der eine zum andern indem er über dessen Achsel rückwärts nach mir hinüberzeigend, mit bedeutungsvoller Miene auf michweisend: „Das ist ein rechter Septemberheld!“ Ein schöner Anfang, dachte ich. Jener Unbekannte war, wie es scheint, mit einem Vorurteil gegen mich erfüllt, das er einem andern ebenfalls beizubringen sich bemühte; ein Vorurteil, welches er nicht anders als in einem gehässigen Parteinamen zu kleiden wusste. Übrigens entbehrte dieses Schmähwort eines triftigen historischen

Grundes. Wollte er mich damit als konservativen bezeichnen, so mochte es angehen; sollte aber darin der Vorwurf irgend einer tätigen Teilnahme an den bekannten traurigen Ereignissen vom 6. Herbstmonat 1839 bedeuten, so beging der unbekannte Freund ein Unrecht gegen mich. Allerdings erscheint mir die Berufung des Dr. Strauss jetzt noch als ein gegen die Kirche begangenes Unrecht, hat sich damals die so genannte Reformation, eine Revolution auf dem kirchlichen Gebiete war, in einen blutigen Ausgang verwandelt, so fällt die Hauptschuld daran auf die Urheber des unbesonnenen Schrittes zurück. Diese Ansicht ist meine weit verbreitete und auch begründete. Wer aber jemand alsobald mit dem Titel „Septemberheld“ belegt, verrät einen Mangel an Gesittung, um nicht mehr zu sagen. Nun wusste ich bald, was meiner wartete; mit Vorurteil erfüllt nahm man mich auf, und darin lag die Quelle aller Verdriesslichkeiten der Folgezeit; in unbedingtem Vertrauen nahte ich meiner noch ganz fremden Umgebung; die politische Farbe galt mir damals gleichviel; mein Bestreben war, das angetretene Amt voranzustellen und mein alleiniger Wunsch, nur in dieser Eigenschaft anerkannt zu werden. Aber ich erkannte bald, dass Begriff und Wesen des evangelischen Predigtamtes so zu sagen völlig abhanden gekommen war, oder dass man einen Feldprediger in dem gegenwärtigen Krieg als ein notwendiges Übel ansah, zu dem man sich gern je eher je lieber entledigt hätte. Diese völlige Verkehrung einer an sich klaren Sache bereitete mir alle die grössten Unannehmlichkeiten, welche sich gegen mich gleichsam auftürmten. – Das stundenlange Warten in der Kaserne stimmte mich ein wenig kleinmütig, da die ersten Begegnungen so misshellig ausgefallen waren; überdies wusste ich gar nicht, wie die Zeit zubringen und was anfangen. Bald stand, bald sass, bald lief ich hin und her; mit einigen wurde

auch ein Glas Wein getrunken; jedoch ging es ziemlich kalt zu. Das Gefühl bemächtigte sich meiner lebhaft, dass ich hier in eine mir bis dahin völlig fremde und in gewisser Beziehung etwas ungesunde Atmosphäre eingetreten sei. – Nach einem an sich geringfügigen Umstand muss ich doch auch Erwähnung tun. Während unser etliche an einem Tisch sassen, hob einer ein beschriebenes Blatt Papier vom Boden auf, fing an zu lesen und gab es dann sofort seinem Nachbarn; dieser beginnt auch zu lesen, wirft aber bald das Blatt mir mit den spöttelnden Worten: „Das geht uns gar nichts an; das ist etwas für Sie, Herr Pfarrer!“ Ich nahm dasselbe, las es bis zu Ende, steckte es dann ohne Beachtung der übrigen in meine Briefftasche und brachte es nach Hause. Auf diesem Papierstreifen stand folgendes geschrieben:

*Gläubig hinauf zum Himmel
schau,*

*Auf Gott, dem Vater, stets ver-
trau.*

*Habe Gott allzeit vor Augen,
und im Herzen und hüte dich,
dass du in keine Sünde willigst,
noch handelst wider Gottes Ge-
bot.*

*Du sollst anbeten dem Herren
deinem*

Gott und ihm allein dienen.

Christus ist mein Leben,

Sterben mein Gewinn.

Soweit, so dachte ich, hat eine liebende Mutter ihrem frommen Sohn diesen schönen Wahlspruch mit in den Krieg gegeben, wird er denselben zur steten heilsamen Gesinnung behalten und danach tun! Eine, die still und verborgen unter der Menge wandelte, ein christliches Soldatenherz, das mitten in den Todesgefahren seinen Herrn nicht

vergessen sollte. Wie gern hätte ich dem unbekanntem Eigentümer dieses Blättchens in die Hand gedrückt und ihm dasselbe zurückgestellt. Es war dies ein ächtes, evangelisches Amulett!

Bald nach diesem Vorfall sagte einer der neben mir am Tisch sitzenden zu mir: „Herr Pfarrer, über acht Tage predigen Sie uns in der Jesuitenkirche zu Luzern!“ „Stehe ganz zu Diensten“ erwiderte ich, „nur müssen wir zuerst dort sein!“

Unterdessen war es fünf Uhr abends geworden. Nachdem unsere Leute Munition und Waffen gefasst hatten, wurde das Zeichen zum Abmarsch gegeben. Da der Regen noch immer anhielt, mussten die einzelnen Kompanien an verschiedenen Posten innerhalb der Kaserne aufgestellt werden, so marschierten die einen zur vorderen, die andern zur hinteren Pforte hinaus; ich zog mit den hinteren; unter Trommelschlag ging es vorwärts auf den früher sogenannten Paradeplatz vor dem Hotel Baur. Das ganze Bataillon stellte sich daselbst zwei Mann hoch in ein Viereck auf, das einen prächtigen Anblick darbot. Mitten in demselben standen die Staboffiziere, die Ärzte, die Feldprediger, die Tambouren und die Trompeter. Ausserhalb desselben drängte sich eine unabsehbare Menschenmenge hinzu. Hier sollte der feierliche Akt der Beeidigung stattfinden. Der Regen fiel in Strömen und der Tag neigte sich zusehends. Länger als eine Viertel Stunde stand man da, mit Verlangen auf die Beeidigung harrend. Endlich nahten sie sich zu Pferd von der Standartenfahne begleitet.

Unter Trommelklang wurden sie in den Kreis aufgenommen. Es erfolgte ein gegenseitiges Salutieren. Dann begann das Regierungsmitglied seine Anrede an die Truppen. Es zeichnete in kurzen Zügen den allmählich entstandenen Konflikt zwischen der

Tagsatzung und den Sonderbundskantonen und erwähnte sodann die angestellten Vermittlungsversuche, die eidg. Vorschläge seien mit Spott und Hohn abgewiesen worden; jedoch habe man die Völkerschaften jener Orte als Verblendete und durch ihre Leiter Verführte anzusehen; es gelte jetzt den Kampf zwischen Licht und Finsternis; es müsste sich erzeigen, ob in unserem Vaterland Freiheit oder geistige Verachtung herrschen solle. Für die erste treten unsere zürcherischen Truppen in die Schranken, deren Waffen stets ehrenvoll aus dem Feld zurückgekehrt seien, was zu der Hoffnung berechtige, dass sie auch diesmal ihren alten Ruhm zu bewahren wissen werden! Schliesslich versichert der Sprecher, dass er gern auch selbst in die Reihen unseres Bataillons, in welchem er so manche Bekannte zähle, treten und an dessen Waffentaten teilnehmen würde, allein seine Stellung gestatte es ihm jetzt nicht, denn die Sorge um die bei Hause zurückbleibenden Angehörigen der ausziehenden Krieger halte ihn zurück; in dieser Beziehung dürfe jeder Hausvater ruhig ins Feld ziehen, indem die hohe Regierung sich der Seinigen nach Kräften annehmen werde!

Hierauf rollte der Staatsschreiber die geschriebene Eidesformel auf und las sie etwas unverständlich vor. Sie lautete auf Treue zur Fahne, Gehorsam gegen die Regierung und Subordination gegen die militärischen Oberen. Es war auch nicht das Mindeste darin enthalten, wodurch das Gewissen des Einzelnen hätte beschwert werden können. Jeder rechte Bürger durfte diese Formel stündlich beschwören. In dieser Hinsicht nahm ich es genau und ernst, fest entschlossen, gegen anderweitige Anforderungen bestimmte Einsprache zu erheben. Das war nun ein ergreifender Anblick, als alle anwesenden Truppen ihre Rechte empor hielten und wie aus einem Munde die Eidesformel satzweise in dumpfen Ton

nachgesprochen wurde. Ruhig und sicher ging die Beedigung vor sich. Dieser Akt galt mir mehr als eine blosser „Ceremonie“, wie ihn ein hochgestellter Militär bald nachher gegen mich zu nennen beliebte; es war mir eine Gewissensfrage, an welcher unverbrüchlich festzuhalten der Gedanke an den heiligen Gott, bei dessen Namen wir geschworen hatten, jeden ernst auffordern musste. - Sogleich nach der Beendigung marschierte das Bataillon in würdiger schöner Haltung unter Begleitung trefflicher Feldmusik durch den Thalacker, von der Menschenmenge umringt, ab. Es war schon tiefe Dämmerung und der Regen hielt noch an. Wohl verliessen die meisten mir bangem Herzen die Stadt, da ihnen das nächste Los so gänzlich verborgen lag.

Auf der grossen Heerstrasse wurde, wie dies gewöhnlich geschieht, die Marschordnung nicht streng eingehalten, sondern es ward dem Einzelnen ein ziemlich freier Spielraum gelassen. Allmählich verlor sich der Regen, dagegen war der Weg nass und tief. Bei stockfinsterer Nacht zogen wir durch Albisrieden; den Hang hinauzusteigen war ziemlich beschwerlich, da jeder bereits ordentlich durchnässt war und man schon stundenlang mit Stehen oder Hin- und Herlaufen zugebracht hatte. Das dunkle Gewölk begann sich zu verteilen und durch das Zerrissene schien der Vollmond sanft und ernst hernieder. Als ziemlich rüstiger Fussgänger marschierte ich dem Bataillon meistens eine kleine Viertelstunde voraus; es war mir dies auch ein wahres Bedürfnis, denn da mich eine bekannte Seele für mich unter den Truppen sich zeigte, so musste ich mich umso vielmutiger mit mir selbst beschäftigen und meine Gedanken im Angesichte dessen bewegen, der jetzt meine einzige Zuflucht und Tröstung sein konnte. Nun bot sich mir die beste Gelegenheit dar, hierauf nach oben und in mein Inneres hineinzublicken; ich tat es nicht ohne grosse Beruhigung auf meinem

einsamen und stillen Gang. Jenseits des Berges schwenkte eine Kompanie auf die Strasse nach Birmensdorf ab; um daselbst einquartiert zu werden, während der grössere Teil des Bataillons diejenige über Landikon ins Knoeneramt einschlagen musste. Die Truppen marschierten unter den gegebenen Umständen rüstig. Bisweilen wurde ich von dem einen und andern eingeholt, wobei sich oft ein zwar flüchtiges, immerhin wohlwollendes Gespräch anknüpfte. In dem kleinen Dörfchen Wettswil stellten sich bei unserer Ankunft als Ehrenwache etwa 7 Mann Bürgergarde auf, die das Gewehr präsentierten und beim matten Lichtschimmer einen komischen Anblick darboten; denn jeder war von den übrigen verschieden bekleidet und bewaffnet. - An bedeutungsvollen Anstrengungen fehlte es schon hier auch nicht; in einer Schenke, wo man sich mit etwas Birnenmost labte, erwiderte einer auf die Anfrage des Wirtes: „So, sind sie schon wieder da?“ „Ja, aber jetzt muss es anders hergehen als im Jahr 1845; wenn jetzt die gute Sache gesiegt hat und die Rebellen in jenen Kantonen am Boden liegen, dann bekommen wir einmal Frieden und dann lässt sich's erst wieder vernünftig leben.“ Den Frieden betreffend sagte ich bei mir selbst: „Wollte Gott, es gäbe jetzt einen dauernden und wahren Frieden!“ - In Bonstetten wurde abermals eine Kompanie zurückgelassen; in Hedingen zwei und die übrigen zwei zogen mit dem Stab nach ALBIS – AFFOLTERN, wo man nachts um 11 Uhr wohlbehalten anlangte. Dieser Ort war also unser erstes Standquartier. Mein Logis wurde mir im dortigen Pfarrhaus angewiesen und stets wird die Erinnerung an alle daselbst genossene Gastfreundschaft in mir fortleben. Nachdem uns auf das Zuvorkommande noch gegen Mitternacht ein stärkendes Essen vorgesetzt worden war, legten wir uns zur Ruhe; nebst mir

befand sich der Grossmajor mit einem Arzt in demselben Quartier.

Der folgende Tag wurde von mir dazu benutzt, mich in meiner ungewohnten Lage zu orientieren. Vorerst nahm ich das Gepäck in Anspruch, welches man einem quasi Bedienten besorgt d.h. ins Quartier getragen und aus demselben beim Abmarsch wieder auf den Korbwagen gebracht wurde. Weitere Geschäfte verrichtete derselbe bei mir nicht; obschon deren oft und regelmässig abzutun gewesen wären; man kann eben nicht wohl zwei Herren dienen, hiess es hier, denn dieser Bediente stand noch bei einem höheren Herrn als ich es war in Diensten. Ich bediente mich daher so gut als möglich selbst.

Eine Sorge war sodann die: Wie willst du nun den Tag und die Zeit zubringen? An Büchern hatte ich nur die unentbehrlichsten mitgenommen, weil Lektüre und allfällige literarische Hilfsmittel fast überall vorausgesetzt werden durften. Dagegen machte ich es mir zur Pflicht, täglich die Schrift zu erforschen und dieser Vorsatz ist dann auch redlich vollführt worden. Daneben wurden anderweitige Bücher, Schriften und auch Zeitungsblätter zur Hand genommen; Musik und Gesang bildeten hier ebenfalls einen Teil der Unterhaltung; an belehrenden Gesprächen fehlte es ebenso wenig; die meistens günstige Witterung lud zu Spaziergängen in die nächsten Umgebungen ein. Bei allem dem jedoch empfand ich schon hier, und in erhöhtem Masse späterhin den Mangel vernünftiger und wirklich etwas leistender Beschäftigung recht schmerzlich, woraus bisweilen eine Langeweile entstand, die mich eigentlich in der Seele quälte und mir meine gegenwärtige Stellung zu schweren Last steigerte. Namentlich fühlte ich das unangenehme derselben auch zum ganzen Feldzug darin, dass unserem Amte so selten Gelegenheit dargeboten wird, seine Segnungen den Anvertrauten mitteilen zu können.

Wer die Sache gewissenhaft auffasste, der musste sich dadurch natürlich überflüssig fühlen. Von der Predigt wird im Verlauf noch häufig die Rede sein; die Seelsorge beschränkte sich einzig auf allfällige Krankenbesuche. Einen solchen machte ich schon in den ersten Tagen bei einem Soldaten, der schwer darniederlag und bald nach Hause transportiert werden musste. Sowohl er, als seine Kameraden hatten diese Besuche gern, weil sonst ein erkrankter Wehrmann ein recht verlassenes Wesen ist, dessen leibliche Beschwerden noch durch ein starkes Heimweh vermehrt wurden. - Auch in der Folge wollte ich diese Krankenbesuche fortsetzen und sprach daher gegen unseren Bataillonschef den Wunsch aus, mir auf geeignetem Wege Anzeige zu machen, wenn Kranke vorhanden seien.

Es wurde mir aber wenig versprochen und noch weniger gehalten. Ein einziges Mal besuchte ich 2 Stunden hinter Einsiedeln einen erkrankten Soldaten, von dem mir zufällig Kunde gekommen war. Übrigens wäre es bei der meist grossen Entfernung unserer Kompanien fast unmöglich gewesen, unsere Pflicht pünktlich nachzukommen ohne hiefür über ein Fuhrwerk oder Pferd verfügen zu können, wofür aber vermutlich wenig Entgegenkommen zu finden gewesen wäre. Zudem bemerkte ich deutlich, dass dieser Zweig meiner amtlichen Wirksamkeit von oben herab nicht sehr des Beifalls sich zu erfreuen schien; vielmehr schien man eine Annäherung zwischen mir und den Soldaten möglichst verhindern zu wollen; damit ja dieselben dem Feldprediger nicht zu viel Wohlwollen erweisen; denn solcher Einfluss hätte äusserst gefährlich werden können, wie man wähnte.

Eine besonders wichtige Angelegenheit war mir nun, mich namentlich mit dem Offizierscorps in ein solches Verhältnis zu setzen, woraus gegenseitig-

ges Vertrauen und womöglich Freundschaft hätte heranreifen können. Hier mussten nun zwei Klippen sorgfältig vermieden werden: Der eine wäre gewesen, sich mit denselben auf einen allzu vertraulichen Fuss zu setzen und alles ohne weiteres mitzumachen. Kein vernünftiger Mensch möchte mir dies wohl zugemutet haben; ausserdem leuchtet aus dem bisherigen deutlich genug ein, dass einen solch intimen Verhältnis Schwierigkeiten genug im Wege standen. Die andere Klippe hätte in einer schroffen und beharrlichen Absonderung gelegen; auch dazu konnte ich mich ebenso wenig verstehen. Es wurde also von mir ein Mittelweg eingeschlagen und ich nahm mir vor, wenigstens jeden zweiten Tag meinem Oberst einen Besuch abzustatten und mich bei diesem Anlass mit den Offizieren näher zu befreunden. Da der tägliche Sammelplatz das Wirtshaus war, wo mehrere derselben sich einquartiert hatten, so verfügte ich mich entweder wieder nach dem Mittagessen dorthin und nahm eine Tasse Kaffee, oder des Abends und trank dann ein Glas Wein. Offen gestanden bedurfte es bei mir hiezu einiger Überwindung; aber ich liess mir die Sache einmal angefangen sein. Bei meinem ersten Erscheinen empfing man mich ziemlich gereizt; der Tisch war ringsum besetzt. Man spielte, rauchte, trank; unten am Tisch war ein Schreiber eingerichtet. Während ich vor meinem Wein sass und mich in dieser etwas fremden Welt näher umsah, forderte mich einer zum Kartenspiel auf. „Ich verstehe diese Unterhaltung nicht“, könnte ich mit gutem Gewissen erwidern. „Nun“, fuhr einer fort, „so wollen wir Sie spielen lehren.“ „Jetzt und in meinem Alter“, entgegnete ich, „lernt man dergleichen nicht mehr gern.“ „Wünschen Sie“, fing er wieder an, „ein Domino zu wagen?“

„Ich getraue mich nicht recht, da diese Kurzweil von mir seit Jahren nicht mehr geübt worden ist“, war meine

Antwort; dagegen ein Brett oder diesem Ähnliches will ich versuchen. Dazu aber war keine Gelegenheit vorhanden.

Ich hatte wahrlich nie Ursache, diese Ablehnung zu bereuen; denn bald wurde mir klar, dass jede Art von Spiel und besonders dasjenige mit Karten nicht so fast zur gesellschaftlichen Unterhaltung oder zum blossen Zeitvertreib gebraucht ward; sondern ausschliesslich als Mittel des pekuniären Gewinns in mannigfacher Gestalt dienen musste; wie weit dies führen kann, ist allbekannt und namentlich schien es mir, dass mit meiner amtlichen Stellung unvereinbar zu sein. Daher war ich froh, gleich von Anfang an diesen Weg eingeschlagen zu haben; denn nun machte man mir fernerhin keine Zumutung dieser Art; zugleich konnte ich mich hiebei an meinen Oberst anlehnen, der meines Wissens auf dem ganzen Feldzug keine Karte berührt hat und wie ich vermutete, aus angenommenen Grundsatz. - Anders verfuhr freilich einer meiner Amtsbrüder, der in meiner Gegenwart unserer Offiziere einlud sagend: „Ich logiere im Kloster und habe in der Klausur eine warme Zelle und ein Kartenspiel; nach dem Nachtessen kommen sie zu mir und wir wollen zusammen Karten spielen.“ „Ja“, setzte einer hinzu, „einen Jass!“ „Diesen kann ich nicht“, erwiderte der Feldprediger, „aber einen Rams muss es geben.“ „Da dachte ich: „Der hat einen andern Standpunkt als du, ob einen höheren oder minderen, bleibe dahingestellt.“ Ebenso das. Ob ein solches Eingehen in jeden sog. gesellschaftlichen Ton einem Feldprediger Achtung und Zutrauen erwerbe oder nicht. Ich hatte eben meine Maxime und jener die seinige; solche Differenz scheidet uns indes doch nicht.

Meine offen an den Tag gelegte Antipathie gegen das Kartenspiel machte mir geringe Gunst; das merkte ich je länger je mehr. Auch spielte ich von da

an inmitten der Offiziere oft eine recht klägliche Rolle; denn rings von mir Spielern umgeben war selten einer, mit welchem ich einige Worte wechseln konnte; das Unbehagliche einer solchen Situation leuchtet gewiss jedem ein; man sah mich immer mit einem gewissen Argwohn an und verhielt sich stets sehr zurückhaltend gegen mich, obschon mir doch ein lebhaftes und lehrreiches Gespräch mir sehr erwünscht gewesen wäre; in dieser Lage sass ich meistens da wie ein Exkommunizierter und war daher immer recht froh, wenn mein Glas leer stand und ich mich verabschieden konnte. - Die ablehnende Haltung in den höheren Kreisen verbreitete sich nun – das sah ich wohl ein.

Schnell in die unteren Regionen. Ging ich bei einem Wachposten vorbei, so wurde nur selten salutiert; obwohl ich meine diesfällige Pflicht streng erfüllte; ich sage das nicht, als ob mir an solchen Ehrenbezeugungen gar viel gelegen gewesen wäre, sondern lediglich zur Charakteristik meiner Umgebung. Führte mich der Weg bei einem Trupp dastehenden Soldaten vorüber, so folgte meinem freundlichen Grusse, wobei zum Überfluss noch der Hut gezogen wurde, meistens ein Kichern und Lachen nach, das von keinem starken Subordinationseifer oder besser gesagt von Anstand Zeugnis gab. Einmal war Revue eines Teils unserer Truppen samt Artillerie; ich begab mich auf den Platz; da liessen sich hinter meinem Rücken allerlei Spott- und Schimpfworte vernehmen und wenn ich mich etwas umsah, so stellten sich die Leute, als ob gar nichts geschehen wäre. Bei demselben Anlass geschah es, dass beim Anblick einer manövrierenden Kompanie ein neben mir stehender Arzt sagte: „Das ist doch ein schönes Bild, ein Mann wie der andere.“ „Ja“, fügte ich bei, „alle von gleicher Grösse wie nach einem Masse zugeschnitten.“ Spöttisch versetzte jener: „Ich meine das nicht der Leiber

wegen, sondern nach der Gesinnung und Ansicht. Überhaupt“, setzte er als nähere Erläuterung für mich bei, „hat es in unserem Bataillon wenig Rotes“. Jetzt konnte ich erst die Worte verstehen und auch den darin liegenden Seitenhieb für mich. Und dennoch werden sie alle noch rot, dachte ich, ja sie sind schon alle rot, jenes wenn sie einmal die eidgenössische Armbinde mit dem hochroten Feld tragen, dieses, indem sie alle besprengt sind mit dem Blute des Lammes, das für uns geschlachtet worden.

Einige Tage nachher fand ein Zusammenzug des ganzen Bataillons eine Stunde weit statt. Ich ging auch dahin und sah dem Exerzieren zu. Auch hier wurden mir Sottisen genug aufgetischt und zwar auf eine mehr heimtückische und verschlagene Art, die oft viel verletzender ist als grobe Beleidigungen. Eines solchen inhumanen Benehmens herzlich satt, entfernte ich mich bald von diesem Orte unter dem schallenden Gelächter und Zurufen von Schimpfwörtern vor den Ohren der Führer. Bei allen diesen bedenklichen Ausfällen tröstete ich mich immer mit der Hoffnung, dass, wenn ich erst einmal gepredigt hätte, würde das Verhältnis sich günstiger stellen, man erwäge wohl, dass das geschilderte Traktement mir zu Teil wurde, bevor ich nur ein Wort öffentlich von mir gegeben hatte und auch sonst hatte ich mir ein strenges Stillschweigen auferlegt, besonders die geselligen Zustände betreffend; denn ich hielt dafür, dass das Politisieren im Feld in jeder Hinsicht höchst nachteilig wirken muss; freilich wurde mir von der andern Seite gar kein Gegenrecht gehalten; doch ich verharrte auf meinem einstweiligen Vorsatz und bin so gut durchgekommen.

Um zeigen zu können, dass der Feldprediger denn doch kein blosser „Appendix“ des Bataillons sei, sondern auch etwas zu nützen vermöge und ei-

ne ehrenvolle Stellung in der Armee einnahm, sehnte ich mich recht eigentlich und mit Freuden nach dem nächsten Sonntag, wo mir zum ersten Mal vergönnt war, meinem Amte Genüge zu leisten. Vorher noch nahm ich mit meinem Oberst darüber Rücksprache und fragte ihn, um ihm den Puls zu fühlen, wie sich der Feldprediger beim Predigen etwa zu richten habe. „Machen Sie es nur recht kurz“, war seine Antwort, „und dann prägen Sie den Soldaten Gehorsam ihre Oberen und Dienstfeier ein, die andern Feldprediger haben es auch so gemacht.“ Da haben wir es, dachte ich; die Kürze oder Länge der Predigt anlangend, da habe ich allein zu kommandieren und was die Subordination betrifft, so ist das doch überwiegend Sache der Offiziere und nicht des Feldpredigers. Übrigens kann man doch in jeder Predigt von Gehorsam und Dienstfeier reden; es müssten doch bisweilen auch andere Grundgedanken des göttlichen Wortes vorkommen. Ich beschloss nun, mit Gott meinen eigenen Weg zu gehen, ohne wieder höhere Instruktion einzuholen.

Behufs des Gottesdienstes wurde ich vom Arzt an den Brigadier gewiesen, der mir das Nähere darüber eröffnen werde. Dieser gab nun die Order, dass am 31. Oktober morgens 8 Uhr in der Kirche zu Affoltern der Mil. Gottesdienst stattfinden solle, Da es die feuchte, kalte Witterung nicht gestatte, denselben im Freien abhalten zu lassen. Ich hatte mich mit dem Ortspfarrer ins Einverständnis zu setzen. Die am entferntest liegende Kompanie, nämlich in Birmensdorf, sollte daselbst dem Gottesdienst beiwohnen; die übrigen alle dagegen im Hauptquartier sich einfinden. Mir wahrer Lust machte ich mich an die Predigt, voll Verlangen, vor den Truppen ein Zeugnis des Evangeliums zur Ehre des Herrn und zu ihrer Erbauung abzulegen. Und auch war es mir etwas weh bei der Sache, ob es mir gelingen werde, auf die Gemüther

ein zu wirken, welche mir zum grössten Teil schon so entfremdet worden waren. Indes memorierte ich die genau niedergeschriebene Predigt fleissig und schief im Vertrauen auf den Beistand Gottes ruhig ein. Alles war aufs beste und schönste verabredet, so dass das schwere Werk ein glückliches Gedeihen in jeder Hinsicht erwarten liess. Da kam morgens 6 Uhr plötzlich Order zum Aufbruch der Truppen. Eilig, hiess es, müsste man in das nächste Standquartier mühen, wie wenn das Wort sich erwahren sollte: Hannibal ante portas! Schleunig stand ich auf und packte meine Koffer zusammen; in einer Stunde stand ich fix und fertig da; im Hause war ein Hin- und Herrennen, als gälte es im nächsten Augenblick eine Schlacht. Darauf verlautete es, man könne dejeuner; es geschah aber mit Hast, um ja nichts zu versäumen. Es schlug 7, 8, 9 Uhr; noch immer wollte sich der in solchen Fällen sonst übliche Generalmarsch nicht hören lassen. Um 10 Uhr wurde gestattet, doch auch noch das Mittagessen einnehmen zu dürfen, indem es nicht pressiere; danach beeilte sich jeder, damit er ja nicht zu spät komme. Es wurde 11 Uhr und noch war alles ruhig, ohne die mindeste Spur von einem Aufbruch. Nach 12 Uhr endlich verfügte ich mich selbst ins Quartier des Obersten, um zu fragen, wo es fehle. Beim Eintritt in das Wirtszimmer lachte mir derselbe entgegen: „Es hat uns heute den Schlitten verschlagen“, womit er auf die Störung des angeordneten Gottesdienstes anspielte. Ein schadenfrohes Gelächter der umstehenden Dorf magnaten folgte dieser Rede nach. Ruhig und kalt entgegnete ich: „Dann müssen wir eben den Schlitten wieder zusammenflicken.“ -

Noch beeilte man sich gar nicht so sehr, gegenteils liess man sich bei Speis und Trank wohl sein beinah eine Stunde lang; allmählich setzten sich die berittenen Stabsoffiziere in Bewegung; es war schon 1 Uhr; nur nach

und nach rückten die entfernteren Truppen ein; nach 2 Uhr verabschiedete auch ich mich von meinem freundlichen Quartier und wanderte ins neue Standquartier hinüber. Es war abends 4 Uhr, als die letzte Kompanie in Mettmensstetten einrückte; daselbst war das weite Ziel unseres Marsches, ich aber gab der Vermutung Raum, dass das Ganze Arrangement eine abgekartete Sache gewesen sei, um den so missliebigen Gottesdienst zu umgehen. Auch in Mettmensstetten wurde mir das dortige Pfarrhaus als Quartier angewiesen, wo man mich mit ausgezeichnetem Wohlwollen aufnahm und beherbergte. Die in diesem häuslichen Kreise verlebten Tage zähle ich zu denn erfreulichsten auf dem ganzen Feldzug, obwohl sie mit meinem an diesem Standquartier sonst gemachten Erfahrungen in entschiedenem Widerspruch standen; desto höher wusste ich es zu schätzen, aus dem mich umlärmenden Getümmel mich in jenes stille Asyl zurückziehen zu können und daselbst ein wenig Ermutigung in meiner schwieriger Lage zu finden.

An dem selben Abend meiner Ankunft in Mettmensstetten wurde ein Spaziergang auf eine benachbarte Anhöhe unternommen; denn die Sonne schien noch warm und der Himmel war völlig unbewölkt. Droben genoss man eine überraschende Aussicht in die so nahe gerückten Alpenwelt; die besonders reine Luft liess bis in die entlegensten Täler hineinsehen; selbst die tiefen Schluchten mancher Gebirgsstöcke lagen vor unseren Augen wie aufgedeckt da; zu den Füßen breitete sich die freundliche Landschaft in herbstlicher Farbenpracht aus; der liebliche Zugersee bot eine ungetrübte Spiegelfläche dar; die höchsten Firne der Schneeberge erglänzten im rot der untergehenden Sonne. „Wie schön doch!“ mussten wir einmal um das andere sagen. Und wie traurig der Gedanke, wurde beigefügt, dass in kurzer Zeit diese jetzt noch so freundliche Land-

schaft Zeuge eines verderblichen Kampfes werden kann und dieser Boden Bruderblut schlürfen musst. Wie so gut könnten es doch die Menschen haben, wenn sie einander besser verstehen wollten und jeder zum andern mir wahrer Liebe begegnete! Unter solchen ernstern Empfindungen stiegen wir in das Tal hinunter, welches bereits in dünnen Nebelflor sich einzuhüllen begann und von der angebrochenen Dämmerung der Nacht entgegen getragen wurde.

In diesem Standquartier setzte ich meine einmal angefangene Lebensweise fort; in allen Verhältnissen befolgte ich die oben dargelegten Grundsätze und befand mich wenigstens leidlich gut und ruhig dahin. Indes schien mein vorherrschend passiv erscheinen und den Offizieren dieselben nicht zu befriedigen und gern hätten sie mich ihnen etwas näher gerückt gesehen, wobei jedoch nicht die reinsten Beweggründe und die besten Absichten obwalten mochten. Mein beharrliches Stillschweigen über politische Angelegenheiten mag ihnen missliebig gewesen sein, und gern würden sie, wie ich aus manchen Anzeichen zu schliessen hatte, einen Versuch gemacht, mich auf dieses Glatteis zu führen. Dass dies öffentlich nicht leicht möglich war, so sollte es auf anderem Weg probiert werden.

Eines Tages nämlich in der laufenden Woche erschienen zu meinem nicht geringen Erstaunen zwei Offiziere in meinem Quartier unter einem unbedeutenden Vorwand und bemerkten, sie hätten mir auch gern einmal einen Besuch gemacht. Ich drückte ihnen darüber meine aufrichtige Freude aus. Nun ging es an die Unterhaltung. Zuerst wurde die Witterung in Angriff genommen und nachdem dieser Gegenstand bald ins Reine gebracht war, lenkten die Besucher auf die gegenwärtige politische Lage der Dinge über.

Ich merkte wohl, dass man mich jetzt ein wenig auszunehmen beabsichtigte und bediente mich aller Vorsicht, ohne jedoch von meinem Recht innerhalb der vier Wände meines Zimmers freimütig zu reden, das Geringste vergeben zu wollen; denn das wäre ein Zeichen unmännlichen Tuns gewesen.

„Es ist doch traurig“, begann einer der Offiziere (der andere enthielt sich während des ganzen Gesprächs meistens passiv und gab nur hie und da seinen Beifall zu erkennen) „dass man so gegeneinander ins Feld ziehen muss.“

„Bin auch der Meinung“, antwortete ich kurz. „Die sieben Kantone hätten“, fuhr jener fort, „wohl beizeiten nachgeben können.“

„Wenn Sie eben“, erwiderte ich, „nur nicht in der Ansicht ständen, dass ihnen Unrecht geschehe.“

„Die ganze Eidgenossenschaft“, meinte er nun, „hält den Sonderbund und die Jesuiten für gefährliche Dinge, welche je schneller desto besser entfernt werden sollten, oder was meinen Sie dazu, Herr Pfarrer?“

„Wenn ich“, war meine Entgegnung, „offen reden soll, so ist es mir bis zur Stunde noch nicht klar geworden, dass die Tagsatzung ganz im Recht und die 7 Kantone ganz im Unrechte stehen. Der Sonderbund allerdings mag gegen den allgemeinen eidgenössischen Bund laufen und daher seine Auflösung durchaus notwendig scheinen, allein der von dieser Seite drohenden Gefahr wäre einfach die Spitze damit gebrochen werden, dass jene Kantone ein mehr auf freischärliche Weise überfallen worden wären und immer nimmts mich wunder, dass die Tagsatzung sich zu keinen sicheren Garantien gegen solche gesetzwidrigen Angriffe hat verstehen können. Die Jesuiten betreffend, so halte ich dafür, dass sie zu Mal ein katholischer Kanton dieselben zu berufen des Recht wirklich habe, wenn schon zugegeben werden

muss, dass Luzern hierin wenig klug gehandelt hat. Überhaupt kann ich es mit einer staatsmännischen Maxime immer noch nicht vereinigen, dass vor 3 Jahren, als Aargau die Jesuitensache vorbrachte, mit Ausnahme von Baselland alle andern Stände dieselbe als ins Bereich der Kantonalzuständigkeit fallend empfinden, und nun die nämlichen Stände darauf beharren, sie sei Bundessache. Wie sich das zusammenreime, auf diese Frage hat mir kein Radikaler genügend Antwort gegeben. Oder wissen Sie etwa genauere Auskunft?“ Er schwieg eine Weile verlegen; dann fing er halb verdriesslich und vorwurfsvoll an: „Wenn die Jesuiten keine schlechten Subjekte wären, so hätten sie aus freiem Antrieb das Feld geräumt, um Blutvergiessen im Vaterland zu vermeiden.“

„Das Bleiben derselben“, entgegnete ich, „muss aus der ganzen Organisation des Ordens begriffen werden; diesem gemäss ist jedes Mitglied der Gesellschaft zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet; kommen und gehen hängt schlechterdings von ihren Oberen ab, woher sich das einzelne Individuum streng dem Gebot von oben herab zu unterwerfen hat.“

„Aber die betreffenden Regierungen hätten die Jesuiten fortschicken sollen“, fuhr jener fort.

„Ja“, erwiderte ich, „wenn sie nicht die Ansicht hätten, durchaus auf dem Rechtsboden zu stehen. Wenn ich meine Rechte ungerechterweise angegriffen sehe, wo wird mir niemand zumuten, sie verletzt zu lassen, oder gar aufzugeben, nur weil es einem Stärkeren als ich bin, nicht gefällt, selbige zu besitzen. Und wenn diese mit Gewalt in mein Haus eindringen, ohne dazu befugt zu sein, so wird mich kein Vernünftiger darüber tadeln, wenn ich mein Hab und Gut gegen solche Angriffe verteidige.“

„Der Papst“, fuhr jener fort, „hat aber doch auch nicht viel auf den Jesuiten.“

„Ist mir gänzlich unbekannt“, antwortete ich, „wohl hat er dieselben hie und da zurückgezogen, um dem momentanen Andrang der Gegner zu weichen und er tat solches, wo es für das Bestehen und die Autorität des römischen Stuhls erforderlich war, oder wo solche Konzessionen zur Förderung seiner anderweitigen Reformen dienlich sein mochten. Sonst seht er mit dem Orden gut.“

„Aber der Papst ist doch“, sagte der Herr, „ein sehr liberaler Mann.“

„Allerdings“, versetzte ich, „insofern es sich um Verbesserungen im Staatshaushalt handelt, auf dem kirchlichen Gebiet dagegen huldigt er den strengen Prinzipien seiner Vorgänger. So hat er in seinem Zirkularschreiben an die Bischöfe sein Verdammungsurteil über die Bibel- und Missionsgesellschaften der evangelischen Kirche, trotz einem früheren Papst ausgesprochen. Sogar hat er gegen den Religion und Kirche untergrabenden modernen Zeitgeist sein Missfallen geschleudert. Was sagen Sie dazu?“

Der Opponent besann sich eine Weile; denn das schienen ihm ganz neue Nachrichten zu sein; deren Bedeutung er allerdings kaum zu würdigen vermochte. Ich unterbrach daher das Stillschweigen mit den Worten:

„Überhaupt, was den jetzigen Zeitgeist betrifft, so ist er nicht nur den Jesuiten ungünstig, sondern richtet jeden Widerwillen überhaupt gegen die Geistlichen beider Konfessionen und darin liegt eine schwere Schuld, so wie ein Zündstoff des gegenwärtigen Zwiepaltes im Vaterland.“

„Sie machen es auch darnach, die Geistlichen, wenigstens ein Teil derselben“, erwiderte er missmutig, „und bringen sich so um ihr Ansehen und ihren Einfluss.“

„Werfen Sie doch nicht alle Standesgenossen“, versetzte ich, „in einen Tiegel. Wenn es einige gegeben hat

und noch gibt, die ihres Amtes durch Wort und Tat vergessen, so sind dagegen viele andere von diesem Vorwurf frei. Aber gerade die eifrigsten und trefflichsten der Geistlichen sind den Angriffen gewisser Leute am meisten ausgesetzt.“

„Das Jahr 1839 und die bekannten Vorgänge“, fuhr er auf das vielbeliebte Thema überschwenkend, „sind doch durch die Geistlichen grösstenteils herbeigeführt worden.“

„Wahr und nicht wahr, je nachdem man es nimmt“, entgegnete ich, „wahr nämlich, insofern die Pfarrer Pflicht und Recht gehabt haben, das Volk über die bekannte Berufung des Dr. Strauss aufzuklären, nachdem wohlverstanden – dasselbe bereits in starke Gärung geraten war. Nicht wahr dagegen ist ihre Behauptung, weil die höchsten Behörden teils aus Unkenntnis, teils aus innerlicher Feindschaft gegen die Kirche und ihre Diener sich zu dem unbesonnenen Schritt hatten verleiten lassen, einen Gottesleugner zum Lehrer künftiger Geistlicher zu berufen, um – wie sie irrig wähten – dadurch eine Reformation zu bewirken, während die Grundsätze von Strauss Glaube und kirchliche Gemeinschaft über den Haufen werfen, wenn sie konsequent durchgeführt werden.“

„Ich habe immer gemeint“, erwiderte er, „dass Strauss auch an Gotte glaube.“

„Lesen Sie nur“, versetzte ich, „seine Schriften, und es wird Ihnen zur Gewissheit werden, dass das Gegenteil richtig ist. Namentlich aus seiner sogenannten Glaubenslehre ergibt sich klar, dass ihm die höchsten Grundwahrheiten des Christentums sozusagen Null sind. Wie heisst wohl, meinen Sie, der Gott von Strauss?“ „Ja das weiss ich nicht“, antwortete er.

„Ich eben auch nicht“, entgegnete ich, „nur das steht mir fest, dass er den Bi-

belgott verwirft, zu dem die Christenheit betet, und damit ist alles erläutert.“

Der Gegner stand etwas verduzt und studierte vor seiner Replik; ich aber half ihm aus der Verlegenheit, meine Hand auf seine Schulter legend und sagend: „Wir haben uns im Lauf des Disputes auf ein Gebiet unvermerkt verloren, auf welchem Sie sich schwerlich zurecht und wieder herausfinden dürften, daher schein es mir am gescheitesten, hier abubrechen.“

„Ja, ja“, sagte Beifall nickend der bisher stumme Zeuge unserer Unterredung.

„Es ist eigentlich wahr“, schloss mein Antagonist freundlich lächelnd; „ wir scheiden als gute Freunde und bleiben dies, so weit es die Umstände vergönnten, ungeachtet unseren entgegen gesetzten Ansichten.“

Es konnte kaum fehlen, dass die Quintessenz unseres Gesprächs höheren Ortes rapportiert wurde. Indes beschwerte mir dies weder Kopf, noch Gewissen; denn ich hatte nur aufgebene Veranlassung hin, auf angemessene Weise und wie mir schien, am rechten Orte meine diesfälligen Überzeugungen an den Mann gebracht. Das war aber auch der erste und letzte Diskurs dieser Art, ein Mehreres wäre vom Übel gewesen. Unannehmlichkeiten entstanden aus demselben für mich keine.

Inzwischen brach der 7. Nov. an, der Sonntag, da es mir endlich nach langem Harren vergönnt sein sollte, ein Wort gottesdienstlicher Erbauung an die vaterländischen Wehrmänner zu richten. Auf morgens 9 Uhr war die Stunde, und zwar in der Kirche zu Mettmestetten, hiefür angesetzt. Es lag mir nichts im Wege, die schon für den vereitelten Gottesdienst vorbereitete Predigt mit einigen Veränderungen zu halten, besonders da dieselben sich der ungeteiltesten Billigung meines amtsbrüderlichen Quartiergebers, dem

ich sie vorgelesen, erfahren hatte. Zur erwähnten Stunde gaben alle Glocken das Zeichen zur Sammlung des Militärs, das sich in einem schönen Zuge zur Kirche hin bewegte. Alle Offiziere und Soldaten, erschienen in grosser Uniform. Es war ein prächtiger Anblick. Vor dem Gotteshaus wurde vor der Kirchentüre weg längs einem Teil des Weges zu derselben hin eine halbe Kompanie Jäger in zwei Reihen aufgestellt. An der Spitze derselben stand der Hauptmann mit einigen Trompetern. Schon war ich zum Gehen bereit, mit Hut, Degen und Krägli ausgerüstet, sonst ganz schwarz gekleidet, wobei natürlich der solenne Frack nicht fehlen durfte. Übungsgemäss sollte mich ein Stabsoffizier – diesmal der Grossmajor im Pfarrhaus abholen; er schritt zu meiner Linken einher. Sowie wir zur Tür heraustraten, liess sich Trompetengeschmetter in einem passenden Stück vernehmen, wir schritten in angemessenem Gang durch das Spalier; im Vorbeigehen salutierte der Hauptmann mit dem Degen, was von mir mit einer Verbeugung erwidert wurde; die Soldaten präsentierten das Gewehr; mit freudigem Beben betrat ich die Kirche, welche mit Truppen dicht angefüllt war; es mochten etwas zu 500 Mann sein; Trommler waren vor dem Chor halbkreisförmig aufgestellt; im Chor selbst hatten die Offiziere ihre Plätze eingenommen; ich begab mich auf den Pfarrstuhl und verrichtete da das stille Gebet, noch selten so aus der tiefsten Inbrunst des Herzens wie damals. Wie hätte es auch anders sein können! Nun verstummte das Geläute und die vorhin paradierenden Soldaten traten allmählich auch in das Gotteshaus hinein. Jetzt ertönte ein donnerndes Kommando und ein starker Trommelwirbel gab das Zeichen zur Ruhe. Dieser Akt in der Kirche berührte mich ziemlich und stärkte die Sammlung des Gemüts nicht wenig. Es trat eine lautlose Stille ein. Denn es sollte die bekannte Proklamation der Tagsatzung

an die eidg. Armee von mir verlesen werden; ich las dieselbe mit bestimmter Akzentuaktion; aber sie war wie Kieselstein in meinem Munde; dies wurde von meinen Commilitonen sicher vorausgesetzt, weswegen sie genau auf mich Acht hatten und eben deswegen verlas ich dieses Aktenstück mit ungewöhnlich starker Betonung, als ob sich der Inhalt bei mir in Saft und Blut verwandelt hätte und doch gerade das Gegenteil davon richtiger war. Nach dieser etwas ungewöhnlichen Einleitung für unseren Gottesdienst verlas ich die beiden ersten Verse des 180. Liedes: Wer nur den lieben Gott lässt walten. Da ein Teil der Soldaten aus ihren Quartieren Gesangbücher mitgenommen hatten, so ging der Gesang über Erwarten trefflich.

Auf der Kanzel angekommen, wollte mich beinahe eine Furcht ergreifen. Denn vor mir standen die Soldaten in geschlossenen Reihen und voll Erwartung, halb trotzig wie es Kriegsleuten zukommt, zu mir aufschauend; ihre glitzernden Schilde an der Kopfbedeckung entsandten blendenden Schimmer herauf; Die Bajonette blitzten halb gefahrdrohend in meinen Augen. Der Anblick war fast überwältigend, keineswegs ermutigend erhebend; man fühlt es lebhaft, dass es nicht die Gemeinde ist, welche sich sonntäglich um ihren Prediger sammelt, in deren Mitte es ihm so heimelig und erwartend zu Mute ist; es treten einen da ganz fremde Gesichter entgegen, die gleichsam aus allerlei Volk, das unter der Sonne ist, zusammengelesen worden sind. Ich begann nun mein Gebet, das von mir selbst angefertigt worden war; da die bekannten von Ganzenbach gelieferten noch nicht an mich gelangt waren.

Mit dem Beginn des Kirchengebets trat alsobald eine feierliche Stille ein und ich empfand es, dass Vieler Herzen die gesprochenen Worte im In-

nersten bewegten. So steigerte sich mein Mut zu einem fröhlichen Auftun des Mundes in der Predigt des Evangeliums. Den Text für dieselbe, oder besser gesagt, die Predigt aus dem Text hatte ich genommen über Math. XXVI. 39: „Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ In der Einleitung sprach ich meine herzliche Freude darüber aus, einmal vor den Wehrmännern ein Zeugnis des göttlichen Wortes ablegen zu können, wies auf die Notwendigkeit einer gottesdienstlichen Feier auch im Felddienst hin, berührte kurz meine schwierige Stellung, jedoch nicht ohne fester Gewissheit des Beistandes von ihm und kam so auf das Thema: Gottes Wille sei unser Wille. Dieser Grundgedanke wurde nun in dreifacher Gliederung von mir durchgeführt, aber immer von unserem Heil. Vorbild, Christo in Gethsemane ausgehend und auf ihn zurückweisend. Im ersten Teil gliederte ich den Kelch, der uns jetzt von Gott vorgestellt sei, als ernste Prüfung, deren Verlauf viel Leidensvolles für jeden mit sich führe, diesen Kelch kosteten wir schon in der Vergangenheit durch den Abschied von Haus, Hof und allem, was uns sonst wert ist. Auch gegenwärtig schlürfen wir tiefe Züge aus diesem Leidenskelch durch das lange Erwarten dessen, was da kommen werde, schwebend zwischen Furcht und Hoffnung. Sogar auf die Zukunft erstreckte sich der Inhalt dieses Kelches, indem Mancher von uns in Tod oder Wunde kann gestürzt werden; welches überhaupt unser nächstes Los sei; wisse niemand, jedoch liegen die Anzeichen einer grossen Prüfung vor. Diese Wahrnehmung erwecke natürlich in allen den Wunsch, von dem bitteren Leidenskelch von Gott verschont zu werden, wie auch der Herr dafür gefleht hat. Diese Hoffnung hat es in unser Vaterland vielleicht ohne Blutvergiessen ablaufen werde, dürfen wir noch hegen und wünschen,

dass wenn es im Ratschluss Gottes liege, eine friedliche Gestaltung der Dinge eintreten möge. Und so lange das Schwert nicht wirklich gezückt sei, wollen wir uns dem tröstlichen Gedanken hingeben, dass der Allerbarmer ein gnädiges Einsehen mit uns haben werde. Dies zum Gedankengang des zweiten Teils. Im dritten und letzten zeigte ich, wie wir, sofern uns bestimmt sei, in die schwere Probe der Zukunft hineinzutreten, dies mit christlicher Ergebung tun und den Willen Gottes zu dem unsrigen machen sollen. Denn er tut ja nur, was seinen Kindern heilsam ist; und aus der schwersten Heimsuchung wird er wieder Zeiten der Erquickung hervorgehen lassen. Nur musste sich der Christ unbedingt und mit Demut dem unerforschlichen Rat des Höchsten unterwerfen; dann werden ihm alle Dinge zum Besten dienen. Besonders der abendländische Krieger habe jetzt alle Ursache, sich mit Leib und Seele seinem himmlischen Vater zu übergeben; so werde er recht gerüstet in den Kampf ziehen und im Vertrauen auf die Gnade des Herrn einen unerschütterlichen Mut die prüfungsvollsten Stunden gewinnen.

Während der Predigt konnte ich bemerken, wie ungeachtet ihrer ziemlichen Ausdehnung die Aufmerksamkeit, ja Andacht der Soldaten sich steigerte und bis zum Schluss auf ihrem Höhepunkt blieb. Auch Civilpersonen in ordentlicher Anzahl hatten sich eingefunden und wohnten bis zu Ende ausharrend unter und vor der Kirchentüre bei. Mit einem passenden Gebet wurde die gehaltene Betrachtung besiegelt und so die Hörer von sich selbst weg wieder auf Gott hingewiesen, damit das Ganze zu einem innerlich natürlichen Abschluss gebracht werde, den der Gottesdienst denn auch im Schlussgesang und Segenswunsch fand. Mit hoher Freudigkeit verliess ich die Kanzel und unter innigem Dank nach oben; allein beim Herabsteigen trafen meine Blicke mit denjenigen des

Obersten und einiger Offiziere zusammen und das verursachte mir etwas Unruhe; denn diese Blicke kamen nicht aus einer Seele, die sich erbaut fühlte und wusste; indes dachte ich, mich vielleicht auch geirrt zu haben und kehrte auf dieselbe Weise in mein Quartier zurück, wie ich von dort in die Kirche gezogen war. Es verbreitete sich ein unbeschreibliches Wohlgefühl in meinem Gemüte, wie es einem ist, der sich sagen kann, ein gutes Werk verrichtet zu haben. - Bald nach Vollendung unseres Gottesdienstes begab ich mich ins Quartier des Stabs, um den Oberst um Urlaub für den Nachmittag zu bitten, da eine Einladung an mich ergangen war von dem ersten Standquartier aus, dort das Mittagessen einzunehmen. Gleich beim Eintritt in die Gaststube des Wirtshauses, wo unsere Offiziere beisammensassen, konnte ich wahrnehmen, wie sich in deren Mienen eine tiefe Abneigtheit ausdrückte und recht gefliesentlich liessen sie ihre Misstimmung mich fühlen. Der Oberst erhob sich, was er sonst vor mir getan, nicht einmal von seinem Sitz, gab mir nur kurzen trockenen Bescheid und entliess mich wie ein Fürst seinen in Ungnade gefallenen Minister. Da sagte ich zu mir selbst: Bei den Herren hats mit deiner Predigt übel gefehlt.

Dieses scheinbare Misslingen meiner ersten amtlichen Funktion führte mich zu näherem Nachdenken über Form und Inhalt eines Militärgottesdienstens, wobei ich zu folgenden Resultat gelangte. Es liegt wohl zumindest nichts im Wege, den kirchlichen Gemeindegottesdienst mit seinen verschiedenen Bestandteilen auf den Feld und Kriegsdienst zu übertragen. Einige verschmähen freilich schon das Glockengeläute und setzen an dessen Stelle die Trommeln und Trompeten. Indes dürften sich ganz gut miteinander vereinigen lassen, wie es sich bei mir durch die Erfahrung wirklich so herausgestellt hat. Nebst den kriegeri-

schen Instrumenten dient doch das Geläute immer auch zur Sammlung des Gemütes beim Eintritt ins Gotteshaus; wo man solche haben kann, sollte es nicht beiseite gesetzt werden; in den Herzen der Soldaten werden durch diese Klänge gewiss auch ernste Empfindungen erweckt und es regt sich dadurch in ihnen zugleich eine stille Erinnerung an die Sonntagsfeier in der fernen Heimat, was auch wieder seinen Gewinn bringen mag. - Wieder andere meinen, sich beim Militärgottesdienste des Gesangs entschlagen zu können. Dafür sehe ich in Wahrheit auch gar keinen triftigen Grund ein, wenn man dem Gesang im Gottesdienst seine gebührende Stellung anzuweisen versteht. Am wenigsten sollte dieser Akt weggelassen werden, um die möglichste Kürze beim Militärgottesdienst zu erzielen; denn in der Uniform darf und soll man wie im Civilkleid eine Stunde der Anbetung Gottes und der eigenen Erbauung widmen dürfen, ohne alsobald davonlaufen zu wollen. Eine bedeutende Differenz tritt nun aber bei der Frage ein, was darf und soll gesungen werden. Wichtig ist die Differenz im letzten Feldzug auch praktisch hervorgetreten. Einige Feldprediger nahmen es sich willkürlich heraus, Gesänge produzieren zu lassen, welche hier keine Stelle hätten finden sollen; z.B. Lieder wie: Lasst hören aus alter Zeit von kühner Ahnen Heldenstreit - ferner: Rufst du mein Vaterland, oder: Wo Kraft und Mur in Schweizerherzen flammen; endlich: Wir fühlen uns zu grossem Tun entflammt. Solches Arrangement muss entschieden missbilligt werden, und es ist zu beklagen, dass evangelische Geistliche nicht mehr kirchlichen Takt besessen haben. Bei denselben handelt es sich ja- und insbesondere am wenigsten beim Ausbruch eines brüderlichen Kriegs – gar nicht um Erwerbung vaterländischer Gefühle, mindestens nicht zunächst; überdies hätten solche an geeigneterem Orte angereizt

werden können und für diesen Zweck würden die erwähnten Lieder gute Dienste geleistet haben. Alles hat seine Zeit und seinen Ort; bei Sängerefesten, in fröhlichen Zirkeln, am Stammisch, auf dem Marsch, da sind jene an ihrem Platz; dagegen sich ihrer als gottesdienstliche Erweckungsmittel – um nicht mehr zu sagen – zu bedienen, heisst fremdes Feuer auf des Herrn Altar bringen. Gottlob besitzt die evangelische Kirche einen reichen hymnologisch – melodischen Schatz und jede Gemeinde hat ihr Kirchengesangbuch, deren schönste Lieder und Weisen fast jedem Gemeindeglied geläufig sind, sodass sie im Notfall – wie oft bei uns geschehen – auswendig gesungen werden könne. Diese Tatsache zu ignorieren und die Kirchenlieder beim Militärgottesdienst beiseite zu setzen, scheint mir eine Insolvenzerklärung gegen den Hymnischen Akt des Gemeindegottesdienstes zu sein; liegt aber eine Abneigung gegen die Erzeugnisse des kirchlichen Geistes zu Grunde, dann steht es freilich noch schlimmer. Die Kirchenbehörden sollten darüber wachen, dass dergleichen Unfug bei späteren Anlässen sich nicht wiederholte.

Ungleich wichtiger ist die Sache mit Beziehung auf die Predigt; wie lang oder wie kurz dieselbe sein solle, dabei muss der fungierende Feldprediger sich von einem höheren Takt leiten lassen; jedenfalls darf er, sofern nur je am zweiten oder dritten Sonntag Gottesdienst gehalten wird, das Versäumte nachholen und etwas länger predigen; wohl dem, der die Kraft besitzt, die Aufmerksamkeit der Hörer bis ans Ende zu fesseln; es wird sich auch bei einem ausgedehnten Vortrag keine Langeweile einwandeln und er hat seinem Amte damit grösseres Genüge geleistet.

Den Inhalt der Feldpredigten betreffend, so ist das eine etwas schwierige Sache, zumal in Verhältnissen wie die

der jüngsten Vergangenheit gewesen sind. Der politischen Zustände nicht einmal indirekt zu gedenken, wäre Unsinn gewesen. Wovon aller Herzen erfüllt waren, davon durfte und musste auch der Feldprediger ein Wort öffentlich sprechen; nur kommt hierbei auf die Art und Weise, auf das Mass und Ziel an. Wer mit hitziger Rede gegen den Feind losdonnerte und die Hörer zum Kampfe gegen die eidgenössischen Brüder anfeuerte, der konnte des Beifalls der Menge sicher sein; je mehr ein Prediger die Tagesfragen im Sinn der herrschenden Partei auffasste und auslegte, dem wurde Weihrauch hinten und vorn gestreut, ob ein Vortrag vom Geiste des göttlichen Wortes wahrhaft durchdrungen sei oder nicht, darauf kam es dann nicht an. So weiss man, dass in Feldpredigten die Gegner immer Rebellen tituliert wurden und dass man nach gelungenem Kampfe eine bessere Bundesverfassung in Aussicht stellte. Es gäbe eine hübsche Blumen- oder vielmehr Dornenhecke, wollte man alles dasjenige zusammenstellen, was in dieser Richtung gepredigt oder vielmehr geredet worden ist. Dieses Verhalten scheint mir der Würde und dem Endzweck des evangelischen Predigtamtes wenig zu entsprechen, abgesehen davon, dass dieser Erlass an die Geistlichen diesen zur Pflicht macht, die politischen Zustände nach beiden Seiten hin unberührt zu lassen, was doch gewiss auf den Militärgottesdienst seine Anwendung in noch höherem Mass finden musste. Hier hat der Feldprediger besonders zwingende Aufforderung, sich auf den Höhepunkt der christlichen Anschauung zu erheben, auf demselben sich zu erhalten und auch die Hörer zu sich heraufzuziehen. Dieses Ideal schwebte mir wenigstens vor; inwieweit ich demselben nachgekommen bin, darüber steht mir selbst kein Urteil zu; nur so viel bemerke ich, dass es mir ohne solchem Streben ungeachtet aller Widerwärtigkeiten nicht wohl zumute gewesen ist

beim Gedanken, dass ich nicht Menschen gefällig zu sein mich beifere, sondern des Herrn Wort ausrichten nach bestem Wissen und Gewissen, dabei musste ich auch die Erfahrung machen, dass eine rein christliche Predigt bei den Gebildeten oder halb Gebildeten unserer Tage fast gar keine Anklang findet, im Gegenteil einen gewissen Widerwillen erweckt, Vorträge über die wichtigsten Wahrheiten des Evangeliums suchen in diesen armen Leuten gar keinen Anknüpfungspunkt mehr, es ist ihnen das Verständnis für die meisten geistlichen Lehren gänzlich abhanden gekommen; es dringt die lautere Verkündigungen derselben wie ein Märchen oder wenigstens als etwas Fremdes, in ihre Ohren und ihr Herz ableibt davon unbewegt. Wir könnten es auch anders sehen, da diese Klasse von Christen nie zur ewigen Quelle der göttlichen Offenbarung hinzutritt, sich aus ihr zu laben? Sie fühlen kaum je ein leises Bedürfnis darnach; die kirchliche Einrichtung des Gottesdienstes ist ihnen etwas Entbehrliches geworden und sie ziehen es vor, allen weltlichen Interessen sich hinzugeben und nur an ihrem Seelenheil haben sie kein Interesse. Auf solche traurigen Resultate gelangte ich, nachdem ein in unserem Corps einmal während des Kartenspiels in meiner Gegenwart geäussert hatte: "Ich finde es für mich gar nicht nötig, dem Gottesdienst überhaupt beizuwohnen; so alle Jahre einmal zur Kommunion zu gehen, das lässt sich noch hören; aber ein Mehreres darin zu tun, scheint mir total überflüssig." Gern hätte ich eine solche Sprache nach Verdienen gewürdigt; aber der Spiel- und Trinktisch schien mir nicht der rechte Ort für nähere Erörterungen über die heiligsten Angelegenheiten des Menschen zu sein. Zudem hätte dabei kein Gewinn heraussehen können und religiösen Händel wollte ich vermeiden, da ich der weltlichen übergenug hatte. Zum Beweis des Gesagten mag das dienen:

Ich war im Fall, eine Advents- und eine Weihnachtspredigt zu halten, was gerade so geschah, als ob ich vor einer Gemeinde stände; ich hielt mich streng an den Bibeltext und legte denselben zur Erbauung aus. Was war die Folge solcher durchaus christlich religiöser Betrachtungen? Der gemeine Soldat fühlte sich erweckt und gestärkt, von den Hochgestellten erntete ich nur saure Gesichter, kalte Begegnung, lakonische Redensarten. Mit welchem Widerwillen diese höchstens dürftig Gebildete sonntäglich oder auch in weiteren Zeiträumen zum Gottesdienst kommen mochte, ist nach dem Vorangegangenen nicht unschwer einzusehen; daher auch meine Wahrnehmung, dass sich einige demselben sozusagen gänzlich und ohne triftige Gründe zu entziehen wussten. Ich frage aber: Muss nicht zwischen solchen Umgebungen und einem Feldprediger, der sein Amt ernstlich nimmt und gewissenhaft zu verrichten strebt, ein steter Konflikt vorhanden sein und sich zwischen beiden eine Kluft auftun, über welche keine Brücke gebaut werden kann, es wäre denn, dass der Prediger am Sonntag predigte und dann die Woche hindurch an den Gelagen der Herren teilnimmt und gar etwa das wieder entkräftet, was er dort im Namen des Herrn gesprochen hat! Das sind Leute für dieses Volk bei allen Verdriesslichkeiten- und es sind deren viele und schwere- erhob mich stets das Bewusstsein mächtig, dem Predigtamt ein mögliches Genüge geleistet zu haben; noch heute gereicht es mir zur Freude, ohne Menschengefälligkeit geredet zu haben. Es wurde mir klar, dass mit jeder Predigt das Zutrauen und die Liebe der Soldaten gegen mich wuchs, was mir zu nicht geringem Trost gereichte. Und wenn die Hochgestellten meine Amtsführung prüfen, so werden sie derselben wenig zur Last legen können. Vielleicht geht es später diesem und jenem von ihnen das rechte Licht darüber auf. Ich aber

bekenne: Die Ehre daran gebührt allein dem Herrn, der in dem Schwachen mächtig ist.

Mussten die an demselben Tag über meine erste Predigt gemachten Mahnungen mich tief darnieder schlagen, so fehlte es dagegen auch wieder nicht an aufmunternden Zeichen. So z.B. erzählte mir an dem nämlichen Abend ein benachbarter Amtsbruder, dass einer seiner Quartierleute vom Gottesdienst weg in die Stube getreten sei und ehe er nur seine Trommel abgelegt, sich lebhaft dahin ausgesprochen habe: „Das ist doch eine herrliche Predigt gewesen; gewiss ist kein einziger im Bataillon, der durch dieselbe nicht gerührt und erquickt worden wäre!“ – Der gute Mann muss also doch das erbauliche Element der so angefochtenen Predigt tief in sich empfunden haben! Freilich gehörte derselbe nicht zu den Halbgebildeten, welche eine wahrhafte Predigt kaum zu beurteilen im Stande sind, weil ihnen das Verständnis für den inneren Gehalt einer christlichen Predigt fast gänzlich abgeht.

Indes sollten die Zeichen eines nur mühsam verhaltenen Grolls gegen meine Person immer stärker hervortreten, wozu der mehrerwähnte gottesdienstliche Vortrag nur einen willkommenen äusseren Anlass darzubieten schien.

Es war nämlich in der Nacht vom 7. auf den 8. November, in welcher die Sihlbrücke auf der Zuger- Zürcherischen Grenze durch die Schwyzersoldaten in Brand gesteckt worden war, als auf dieses Feuerzeichen hin die ganze Gegend in Bewegung geriet und in unserem Standquartier der Generalmarsch geschlagen wurde. Gegen 4 Uhr morgens wurde ungestüm an die Haustüre des Pfarrhofs angepocht. Mein Quartiergeber steht eilends auf und ruft drinnen: „Was gibt's?“ „Der Herr Pfarrer Heiz soll alsobald aufstehen, wir müssen schnell abmarschie-

ren und er muss auch mit“, lautete die barsche Antwort und damit verschwand der Unbekannte. Es soll derselbe ein Offizier gewesen sein. Man macht mir davon Mitteilung und schnell stand ich angekleidet da. Es herrschte im ganzen Dorf grosse Aufregung, doch wusste niemand, was denn eigentlich im W..... liege. Mein erster Gang war nach dem Stabsquartier, um mich daselbst über den Sachverhalt näher zu erkundigen. Es lag dunkle Nacht auf den Strassen. Noch mochte ich etwa zehn Schritte vom Wirtshaus, auf welches meine Schritte sich hinlenkten, entfernt sein, als ich bei dem matten Schimmer einer mir durch seine Uniform als ein Offizier zu erkennen gab, aus der Haustüre auf die äussere Treppe trat und mich in diesem Augenblick erblickend, in Gegenwart unserer Soldaten laut und heftig rief: „Da kommt unser Pfarrer; wenn's losgeht, so muss dieser zuerst von uns niedergeschossen sein.“ Mit diesen Worten zog er sich wieder in das Haus zurück und die neben ihm stehenden Soldaten zerstreuten sich eilends.

Die gegen mich ausgesprochene Drohung verursachte in mir, offen gestanden, keinen geringen Schrecken, was nach allem Vorangegangenen begreiflich erscheinen muss. Statt nun in das Wirtshaus hinaufzugehen, wo überhaupt ein gewaltiger Tumult regierte, kehrte ich um in mein Quartier zurück. Der Weg dahin führte mich bei einem Wachposten vorbei, den ich freundlich, jedoch beschwerten Gemütes, grüsste; da erscholl hinter mir her aus der Finsternis der Ruf eines daneben stehenden Soldaten: „Das ist auch so ein verdammter Jesuit!“ Diese gleichsam öffentliche Beschimpfung kränkte und beugte mich noch tiefer; mir fehlte wirklich die Entschlossenheit, dem Urheber derselben näher nachzuforschen. Niedergeschlagen kam ich in meinem Quartier an; bei nüchternem Nachdenken entstand in mir die Überzeugung: Das ist denn doch zu arg,

wie man's mir macht; das Mass der Bosheit überfließt; deine Ehre und deiner persönlichen Sicherheit bist du es schuldig, höheren Ortes Beschwerde zu erheben. Diesen Entschluss bestärkte eine Besprechung mit meinem Herrn Quartiergeber über das Vorgefallene.

Es war inzwischen wieder ruhiger in unserem Standquartier geworden und eine Order zum Abmarsch erfolgte weiter nicht. Alles bereitete sich, die bereits verlassenen Quartiere wieder zu beziehen. Der Morgen brach an. Da verfügte ich mich abermals ins Wirtshaus, um mit dem Obersten Rücksprache zu nehmen. Er lag auf dem Bette ausgestreckt und schlief in seinen Kleidern. Ich wartete sein Erwachen ab. Offiziere weilten in dem geräumigen Zimmer, mit Schreiben beschäftigt; andere gingen ab und zu. Klopfenden Herzens stand ich da. Nach einiger Zeit musste der Oberst Audienzen wegen geweckt werden. Sogleich trat ich auf ihn zu und gab ihm meinen Wunsch, unter vier Augen mit ihm sprechen zu dürfen, zu erkennen; er sagte zu und wir verfügten uns in ein anderes Zimmer, wo uns niemand hören konnte.

„Herr Oberst,“ so begann ich mit fester gedämpfter Stimme, „ich sehe mich leider genötigt, Ihnen endlich einmal Anzeige von der Behandlung zu machen, welcher ich fortwährend unter dem Militär ausgesetzt bin; denn jetzt habe ich genug und bin nicht willens, solches länger zu dulden.“ Ich erzählte ihm nun die Vorfälle des Frühmorgens und fuhr dann fort: „Auf dieses hin verlange ich von Ihnen Schutz; wollen oder können Sie mir diesen nicht gewähren, so bleibt mir nichts anderes übrig, als mich beim Kriegsrat zu beschweren und auf der Stelle um meine Entlassung vom Feldpredigerdienst anzunehmen, den ich ja nur freiwillig übernommen habe.“ Der also Angeredete schien zuerst etwas verblüfft und

wusste anfangs nicht, wie er antworten sollte, dann sagte er: „Ja, was die Drohung mit dem Niederschiessen anbelangt, so hat man schon manchem Oberst gedroht, ihn vom Pferde herunterschiessen zu wollen und es ist doch nicht geschehen.“ „Mag sein,“ fiel ich ein, „aber etwas anderes ist's, eine solche Drohung auf der Musterung ausgerufen, oder sie zu tun, wo man, sonst aufgeregt, im Begriff steht, gegen den Feind zu ziehen, wie es diesen Morgen zum Anschein hatte, und wo jeder ein scharf geladenes Gewehr hat. Abgesehen aber davon zeugt es überhaupt von einem rohen Sinn, wenn Soldaten und Offiziere ihren Feldprediger auf so schnöde Weise behandeln. Der politischen Überzeugung nach stehe ich zwar zum ganzen Bataillon und auch zu Ihnen, Herr Oberst, im Gegensatz; denn mir sind fünf gesunde Sinne und ein wenig Verstand zuteil geworden; womit ich mir auch meine Ansicht gebildet habe, jedoch wird keiner auftreten und mit Recht sagen können, dass, seitdem die eidg. Feldbinde an meinem Arm liegt, nur ein Wort politischen Gehalts öffentlich über meine Lippen gekommen seien; denn zu politisieren halte ich besonders im Krieg für unpassend. Warum aber feindet man mich beständig an und lässt mir keine Ruhe? Sagen Sie mir ganz offen, ist etwa meine gestrige Predigt mit einer Ursache solch inhumanen Benehmens? Welche Stelle derselben hat vielleicht einigen Anstoss geben mögen?“ Der Oberst besann sich eine Weile und erwiderte dann: „Es wollen etliche wissen, dass sie gepredigt hätten, die Tagsatzung sei im Unrecht.“

„Das letztere Wort,“ versetzte ich, „kam allerdings in meinem Vortrag vor, jedoch keineswegs im diplomatischen Sinne, als ob ich geäußert, die Tagsatzung habe ein politisches Gesetz wirklich übertreten und ihre ganze Handlungsweise wie ungerecht; sondern ich wollte das Gesagte vom per-

sönlichen Unrecht, Beleidigungen, Kränkungen aller Art verstanden wissen, wie sie leider jetzt in unserem Vaterland ja eines Bürgers gegen den andern im Schwange sind und woran wahrlich selbst die Tagherren nicht freigesprochen werden dürfen. Die betreffende Stelle meiner Predigt lautet nämlich so: Möchten doch alle jedes gegeneinander begangene Unrecht einsehen und sich die Hände zu einer aufrichtigen Versöhnung reichen! Wie mag man nun aus diesen Worten eine Anklage hernehmen?“

Mein Chef schien sich über meine Erläuterung zufrieden zu geben. Doch ergriff er nochmals das Wort und sagte: „Ja und dann sind unsere Hauptleute darüber ungehalten, weil gestern abend eine ziemliche Anzahl von Soldaten um Urlaub nach Hause gebeten haben, um die Ihrigen noch einmal zu sehen. Daran sei ihre Predigt schuld, indem Sie durch dieselbe die Leute zu sehr erweicht hätten!“

„Aber auch wieder gehoben und gestärkt,“ wandte ich schnell ein, „gerade wie es in den jetzigen Zeitumständen ein evangelischer Feldprediger tun soll, indem er in diesen zagenden Gemütern das feste Vertrauen auf Gott und die ruhige Ergebung in das von ihm bestimmte Los zu pflanzen sucht; das verleiht erst den wahren christlichen Heldenmut, wie ich in der Predigt deutlich auseinandergesetzt hab. Der Feldprediger, der seine Pflicht erfüllen will, hat gegenwärtig und besonders unser-einer, eine sehr schwierige Stellung; man ist mir von Anfang an mit Vorurteil entgegengekommen und dies mit Unrecht; stets bin ich beflissen gewesen, meinem Amte im Feld ein treues Genüge zu leisten und dann sollte man einem nicht noch absichtlich Hindernisse in den Weg zu legen, was durch das bisherige Benehmen gegen mich wirklich geschehen ist. Darum,“ so schloss ich, „geht mein bestimmtes Ansuchen nochmals dahin, dass Sie

mich vor ähnlichen Begegnungen kräftig schützen.“

„Ich werde es,“ erwiderte der Oberst, „den Herren sagen.“

Mit dieser Erklärung schieden wir voneinander. Aber welche Schritte mein Chef in dieser Beziehung getan hatte, blieb mir stets verborgen. Dagegen wurde mir das klar, dass jedenfalls nichts Eklatantes zu meinen Gunsten geschehen war. Dies bewiesen die späteren Erfahrungen. Ich verabschiedete mich vom Herrn Oberst mit der Überzeugung, dass von Menschen für mich von nun an keine Hilfe in meiner Lage zu finden sei; daher setzte ich von da meine ganze Zuflucht auf den Herrn, der wahrhaft helfen kann.

Gleich in den nächsten Tagen – es war am 10. Nov. – hatte ich Gelegenheit zu erfahren, wie treffliche Wirkungen meine Unterredung mit dem Obersten zu Tage gefördert. Nach der einmal angenommenen Gewohnheit ging ich nämlich nachmittags ins Stabsquartier, kam indes viel zu früh, indem die Offiziere, unter ihnen auch einige fremde, noch an der vollen Tafel sassen. Es herrschte unter den Anwesenden eine trübe und aufgeregte Stimmung; mir warf man Gesichter zu, als wäre ich ein Mitschuldiger und gab auf meine Reden gar kalten, kurzen Bescheid. Nach einigem Harren wurde mir das Geheimnis erschlossen. Es hatte sich nämlich kurz vorher die Kunde von der bekannten Gefangennahme einer Anzahl Zürcher Soldaten durch Sonderbundstruppen in Dietwyl verbreitet. Bei meinem Eintritt ins Gastzimmer sprach man von diesem Vorfall auf eine fast mysteriöse Weise, als würde ich einen lauten Triumph über diesen Handstreich erheben, wenn man mir denselben mitteilte. Nach Beendigung der Mahlzeit rückten einige näher mit der Sache heraus und endlich kam das Geschehene auch zu meiner Kenntnis, nachdem ich eine Weile am blossen Raten hatte vorlieb nehmen müssen.

Ich empfand über diese weder besonders Leid, noch auch Freude, sondern verwunderte mich nur über die Kühnheit der einen und die Unbesonnenheit der andern. In eine nähere Erörterung wollte ich mich nicht einlassen, denn gefährlich war es, den Leu zu wecken.

Nun äusserte sich einer der Anwesenden, er möchte nicht von den Gefangenen sein; denn die seien von den Sonderbündlern gewiss zerrissen und verzehrt worden. Etliche gaben dieser Meinung Beifall. Ich dagegen war im Stillen vom Gegenteil überzeugt und hielt das Los jener für so schrecklich nicht. So hat es sich auch nachher erwiesen. Augenscheinlich erwartete man von mir ein Urteil über diese Affäre und ihres möglichen Ausgangs für die Überrumpelten. Da bemerkte ich dem Obersten scherzweise, es wäre am besten, den Luzernern ein Exemplar des dufourschen Erlasses, in welchem er den eidg. Truppen Humanität gegen den Feind dringend zur Pflicht macht, zu übersenden, damit sie Menschlichkeit lernen und ausüben. Das würde wohl wenig helfen, meinte der Angeredete. „Nein,“ begann der Major oben am Tisch etwas bitter, „aber Sie, Herr Pfarrer, sollten Ihre am letzten Sonntag gehaltene Predigt in Luzern halten, so wäre dies von grossem Nutzen.“

Recht gern“, sagte ich sogleich, „will ich dies tun, wenn Sie mich wie am Sonntag in die Kirche, so nach Luzern begleiten wollen.“ Diese Antwort brachte den Spötter zum Stillschweigen. Dagegen sagte ein fremder Offizier mit verstecktem Lächeln zu mir: „In Luzern hätten Sie für Ihre Person, Herr Pfarrer, gewiss nichts zu befürchten.“ Er spielte damit auf meine politische Gesinnung an, die mir dort ein guter Laufpass sein würde, nach seiner Meinung. Ich erwiderte: „Mit der eidg. Feldbinde käme ich wohl kaum gut durch in Luzern.“ Lachend versetzte er: „Die würde da wenig ausmachen.“ Da sagte

ich, etwas ernst und beleidigt über eine solche Zumutung: „Herr, solange ich die eidg. Feldbinde am Arm trage, werde ich meine Pflicht und des geschworenen Eides unter allen Umständen an jedem Orte eingedenk zu sein wissen.“ Auf diese Erklärung hin schwieg er. – Bald darnach munkelte der mir gegenüber sitzende Oberarzt in seinen Bart hinein: „Ja, wenn unsere Leute sich in dem bevorstehenden Krieg mutig halten sollen, so muss jedenfalls anders gepredigt werden, als es am letzten Sonntag der Fall gewesen ist.“ Auf diese halb unterdrückte Äusserung hatte ich wirklich keine andere Antwort als sie zu ignorieren; denn es wäre da nicht am Platze gewesen, in eine Kritik über meine Predigt einzutreten und dazu hätten weitere Erörterungen führen müssen. Hingegen verwundert ein mit Kartenspiel beschäftigter neben mir gleichsam zu meiner Rechtfertigung: „Man hat ja dem Herrn Pfarrer gesagt, was und wie er predigen müsse.“ Diese Äusserung begleitete er mit einem freundlich sei sollenden Lächeln gegen mich. Allein dies durfte ich nicht auf mir ruhen lassen und entgegnete daher bestimmt: „Herr, ich lasse mir von niemanden befehlen, was ich zu predigen habe und wie.“ Offenbar bezog sich seine Rede auf meine oben beschriebene Unterredung mit dem Obersten, woraus ich entnehmen konnte, inwieweit letzterer Wahres über dieselbe den Herren hinterbracht hatte; wahrscheinlich hatte er ihnen ein Gewebe von Entstellungen und Erdichtungen hinterbracht. – Indes liess man jetzt den Faden des Gesprächs fallen, was mir auch nur erwünscht sein konnte. – Der erwähnte fremde Offizier, ein sonst ehrenhafter Mann, kam bald nach diesem neben mich zu sitzen und sagte mit Beziehung auf die anwesende Gesellschaft zu mir: „Ich bin der Ansicht, dass man in gegenwärtigen ernstesten Zeitumständen alles Spielen, Tanzen, Pokulieren und ähnliches beiseite lassen sollte, da

ja keiner weiss, ob er am nächsten Tag noch am Leben sei“, drückte ich über diese damals so selten vernommene Ansicht meine Freude und Zustimmung aus. Sie bildete einen ziemlichen Kontrast gegen die Äusserung eines andern Offiziers bei demselben Anlass; er sagte nämlich: „Es ist doch sonderbar, dass die Leute noch so hell auf sein können, obwohl jeden ein schneller Tod in diesen Tagen treffen kann; wahrscheinlich kommt dies daher, weil die Leute nicht wissen, ob sie bald fertig sind oder nicht, so wollen sie sich vorher noch recht lustig machen.“ Dieser Grundsatz wäre wohl einer Widerlegung wert gewesen, aber welchen Gewinn hätte dies gebracht? Dafür gedachte ich nur bei mir selbst jenes Bibelwortes: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sterben wir.“ Dieses Prinzip ist ein wesentliches Element der Halbbildung unserer Zeit. Ich aber hatte für einmal wieder mehr als genug und entfernte mich bei der ersten Gelegenheit aus diesem schwülen Dunstkreis in aller Stille.

Was mir während der nächstfolgenden Tage widerfuhr, lässt sich in die wenigen Worte zusammenfassen: Unfreundliche Gesichter, trotziges, grobes Benehmen, kurze Worte und überhaupt ein Betragen, aus welchem ich schliessen zu müssen glaubte, dass man meiner Person je eher je lieber ganz los wäre. Aber darin hatte man sich gewaltig verrechnet. Denn je deutlicher sich dieser Wunsch kund zu geben schien, desto fester stand mein Entschluss, auf dem Posten auszuharren, an den mich ein höherer Wille durch Menschen berufen hatte. Hochgestellte, wohlwollende Freunde rieten mir, unter solchen Umständen der Gewalt zu weichen und meine Stelle aufzugeben; allein ich erklärte, bis aufs Äusserste auszuhalten und nur dann abzutreten, wenn nochmals Drohungen ausgesprochen, oder wirklich Tätlichkeiten gegen mein Leben versucht würden, denn dasselbe schädigen zu

lassen oder wohl Herzugeben, dazu war mir dasselbe allerdings zu teuer und kostbar. - Inzwischen fehlte es nicht an wiederholten Neckereien, um mir meine Stellung zu verleiden. So wurde mir vor meinen Ohren – undelikat genug - der Vorwurf geäußert, dass ein Feldprediger so viel Sold beziehe und dafür so wenig leisten müsse. Dies sagte einst der Quartiermeister in Gegenwart vieler Offiziere auf seinem Büro. Unwillig erwiderte ich ihm: „So ziehen Sie mir vom Sold ab, was Ihnen gut dünkt.“ Lachend antwortete er: „Das darf ich nicht tun, wegen der Rechnung.“ „Nun“, versetzte ich, „so wenden Sie sich an die Tagsatzung, damit sie uns den Sold heruntersetze.“ Und damit ging ich zur Tür hinaus. Darüber füge ich folgendes bei: Im eidg. Dienst bezieht der Feldprediger täglich einen Fünflinger und vier Batzen Mundration, zusammen Fr. 2.15. Nun kommt es darauf an, ob er in seinem Quartier nebst dem reglementarischen Lager, Licht, Feuer, Dejeuner noch den weiteren Tisch beziehen kann oder nicht; ersteres ist gewöhnlich in den Privathäusern der Fall, in Gasthöfen dagegen nie. Logiert einer in dem ersten, so kann er sich bei einiger Sparsamkeit etwas erübrigen, beim Gegenteil aber muss er noch drauflegen. Da ich nun meistens in Privathäusern einquartiert wurde, wo man mir nicht forderte, so stand ich nicht so übel da; daran lag aber keineswegs die Ursache am Sold, sondern an dem haushälterischen Sinn, daher obiger Vorwurf nur einen Schein der Wahrheit hatte und aus purem Neid hervorging. Übrigens mussten sich dann lastenfreien Quartieren auch die Trinkgelder natürlich steigern; daneben gibt es noch eine Menge andere Ausgaben, die den Sold zusammenschmelzen machen. – Später, im Wirtshaus am Sattel, hatte ich Gelegenheit, mich darüber vor den Herren unumwunden auszusprechen, als sie mir den Sold vorhielten und sich beklagten, wie sie

dieser Krieg zu stehen komme. Ich sagte nämlich: „Wenn Sie sich für Weib, Wein und Tanz und Ähnliches nicht selbst ausserordentliche Ausgaben machten, so könnten sie so gut bestehen als ich; überhaupt sollte man über einen nicht so urteilen, bevor man seine Verhältnisse genauer kennt, so muss ich meinen Stellvertreter bei Hause aus dem eigenen Sack entschädigen und da wird mir von meinem Sold so viel nicht mehr übrig bleiben; über denselben hinaus aber ökonomisch Opfer zu bringen im jetzigen Felddienst, davon bin ich freilich weit entfernt; denn ich habe nichts zu erübrigen.“ Gegen diese Einwände hatten die Herren nichts zu sagen. – Sie verabredeten sich nun, in den Gasthöfen inskünftig nicht mehr so kostspielige Mahlzeiten zu haben, sondern vom Wirt nur Suppe, Fleisch und Gemüse zu verlangen. Ich billigte dies und versprach, so mithalten zu wollen. „Aber,“ entgegnete einer, „wenn der Oberst wiederkommt“, - der damals abwesend war - „so will er noch Braten.“ Ein allgemeines Gelächter entstand. Dann sagte einer: „Ja, wenn die Sache einmal eingerichtet ist, so muss er mitmachen.“ – Bald nachher hatte ich jedoch in einem Gasthof die Gelegenheit zu bemerken, dass sich die Herren an wohlbesetzten Tafeln aufs Neue wohl schmecken liessen. Der Geist bei ihnen war eben auch willig, das Fleisch aber war schwach. - Was nun die Geschäfte eines Feldpredigers betrifft, so ist das Predigen die Hauptsache, wird dies an einem Sonntag aus irgendwelchem Grunde unmöglich, so liegt daran die Schuld nicht bei ihm; die Woche hindurch wird er für gar nichts weiter in Anspruch genommen, woraus eine Langeweile entsteht, die mich oft halb aufzureiben drohte. Einst machte ich dem Oberst den Vorschlag, an einem Wochentag Gottesdienst zu halten, sofern ein solcher am Sonntag vorher nicht habe stattfinden könne. Er würdigte mich nicht einmal einer Antwort.

Schon die sonntägliche Predigt galt als eine Beschwerde. - Ich anbot mich, mit Schreibereien auszuweichen, aber nur sehr selten wurde von meinem Anerbieten Gebrauch gemacht. So war ich einzig auf mich selbst angewiesen. Die überflüssige Mussezeit suchte ich durch Pflege biblischer Lektüre, Wanderungen und Gesprächen mit meinen Quartierleuten durchzubringen. Peinlich war mir immer der Gedanke, für den Sold fast ganz untätig sein zu müssen, während es der Geschäfte bei Haufe vollauf für mich gegeben hätte.

Die zweite Woche in Mettmenstetten stand der Barometer des geistigen Wohls im Verhältnis zum Militär unter dem Gefrierpunkt. Das trieb mich zum dringenden Gebet, in welchem ich täglich Gott anflehte, die harten Herzen zu erweichen und die Entfremdeten mir näher zu bringen. Es wurde erhört; nur musste ich noch Geduld haben und länger ausharren in dem Schmelztiegel der persönlichen Anfeindungen aller Art. In diesen Tagen empfand ich die Bürde meines Feldpredigeramtes in ihrem ganzen Gewichte, um jeden Preis hätte ich mich desselben entledigt, wenn es auch ehrenvolle Weise möglich gewesen wäre. Aber die Nachrede wollte ich nicht haben, dass es meinem Gegner gelungen sei, mich zu sprengen. Meine damalige Lage war so schmerzlich, dass sich eine wenig unterbrochene innere Unruhe und Beklommenheit meiner bemächtigte; in dieser Zeit hatte ich fast nur Seufzer und Tränen – ich scheue mich nicht, solches zu gestehen. Wer in ähnlichen Verhältnissen seine Tage hat hinschleppen müssen, wird mich wohl verstehen. Das bisweilen wieder ein heiterer Strahl in dieses lange Dunkel gesendet und es trat dann einige Ruhe und Munterkeit bei mir ein. - Um mich einigermaßen zu erholen, nahm ich den Vorschlag meines Quartiergebers, einen Besuch in Zürich mit ihm zu machen von Herzen gern an; es war für mich ein tiefes Bedürfnis, meine Ge-

danken und Empfindungen in den Schoß treuer Freunde ausschütten zu können, die zugleich Trost und Aufmunterung spenden konnten.

Am 12. November in früher Morgen-dämmerung reisten wir ab. Unser Pferd flösste uns durch seine stark altertümliche Gestalt begründetes Misstrauen ein und auch die Chaise erschien aus dem 17. Säcolo herzustammen. So langsam als möglich ging es vorwärts. Jenseits des Albis war unser Klepper im Begriff, zusammenzustürzen und die Kutsche wies einen Schaden auf. Es blieb uns unter solchen Umständen nichts anderes übrig, als auszusteigen und der eine von uns zur Rechten, der andere zur Linken des Gauls zu gehen, um demselben, falls er umsinken sollte, alsofort zum Wiederaufstehen zu verhelfen. So marschierten wir dann Schritt vor Schritt zusammen und gelangten glücklicherweise ohne weiteren Unfall im Unterhalb-Wirtshaus an, wo unser Gespann an ein etwas solideres vertauscht wurde, mit welchem wir so gegen Mittag wohlbehalten in der geliebten Vaterstadt ankamen. Da gabs nun viel zu fragen, zu antworten, zu klagen, zu erzählen, aufzumuntern, sodass die Zeit auf Fittichen des Adlers dahinzueilen schien. Wie so gern wäre ich auf immer in Zürich zurückgeblieben! Allein das Pflichtgefühl überwand doch und so machte ich mich auf frischen Abschied gefasst mit dem Gedanken, ob, wann und wie ich wohl wieder dorthin zurückkehren würde. Eben war ich auf Besuch bei einem älteren Freunde, als sich über den Albis her dumpfer Kanonendonner hören liess; Berichte wollten mitgelaufen sein, der eine erschreckender als der andere; es hiess: Die Sonderbundstruppen hätten das Knonaueramt überfallen, plünderten und sengten überall; schon stehen ganze Dörfer in Flammen, unsere Truppen seien niedergemacht worden und dergleichen mehr. Ich verliess eilig den Freund und fand in der Stadt alles

in ängstlicher Bewegung; es wurde Generalmarsch geschlagen und Truppen bewegten sich hin und her. Mein Reisegefährte und ich stiegen schleunig in unsere Chaise; man warnte uns, über den Albis zu fahren, da wir ja den Feinden in die Hände fallen könnten. „Nun, wir wollen sehen,“ antwortete ich, und wir jagten davon. Bald erwiesen sich die beängstigten Nachrichten grösstenteils als blinder Lärm. Indes begegneten wir einem Trupp Bürgerwache, die heimkehrten; durch deren Mitte fuhren wir hindurch, obschon sie uns etwas kurios anschauten. Bald kam uns ein Infanterie – Bataillon nach, das ins Amt beordert wurde. Im Albiswirthshaus gaben wir unser Gefährt wieder ab und zogen es vor, statt mit unserem schwindsüchtigen Klepper zu reisen, demselben einem Dienstmann zur Weiterspeditung zu übergeben und den Weg zu Fuss zu machen. Jenseits des Berges begegneten uns viele Einwohner, die sich, ihre Kinder und ihre Habe auf Wagen zu flüchten sich beeilten vor einem Feind, der wenigstens 4 Stunden weit von ihnen entfernt war und von welchem sie noch keine Spur gesehen hatten. Offenbar hatte sich der ganzen an das Zugergebiet angrenzenden Einwohnerschaft ein panischer Schrecken bemächtigt, der eigentlich so ganz ohne Grund nicht war, besonders wenn man bedenkt, wie in früheren eidgenössischen Fehdezeiten das Amt von den benachbarten Katholischen oft sehr hart mitgenommen worden ist. Durch einen dichten Nebel gelangten wir, nachdem uns noch ein Posten bei Rifferswil in einige Verlegenheit gesetzt hatte und fast nicht passieren lassen wollte, weil wir das Feldgeschrei nicht wussten, ungefährdet in Mettmenstetten wieder an. Hier erfuhren wir denn den wirklichen Sachverhalt; eine sehr starke Abteilung von Sonderbundtruppen hatte nämlich vormittags 10 Uhr versucht, die bei Lunnern geschlagene Schiffsbrücke der Unsrigen zu nehmen, war

jedoch durch der letzteren Artillerie zum Rückzug genötigt worden. Einigen unserer Soldaten sah man mitten durch das über diesen missglückten Handstreich freudestrahlende Gesicht hindurch doch die Angst an, welche ihnen dieser Überfall anfangs bereitet hatte. – Es war dies also der Tag des Gefechts bei Lunnern an der Reuss. Zum ersten Mal konnte man die diesem Anlass voraussehen, dass es in diesem Feldzug denn doch ernst gelten dürfte, was bisher von den meisten bezweifelt worden war.

Des folgenden Tags – am 13. Nov. – sollten wir endlich unser Standquartier auch wieder wechseln, nachdem wir dasselbe beinahe 2 Wochen innegehabt hatten. Mit bewegtem und dankgerührten Herzen schied ich aus dem gastfreundlichen Haus, in welchem mir so viel Wohlwollen zuteil geworden war. - Auf erhaltener Erlaubnis hin eilte ich dem Bataillon über Affoltern, wo ich im ehemaligen Quartier ein Besuch abstattete, nach Ottenbach voraus. Dasselbst weilte ich einige Stunden im Pfarrhaus im Kreise mehrerer zufällig hier zusammentreffender Feldprediger unter ermunternden Gesprächen, und lief dann erst bei dunkler Nacht nach Lunkhofen hinab, wo unser Stab lag, ein Ort, den ich zeitlebens nie nennen gehört und dessen Beschaffenheit mir von niemandem wurde. Im Vergleich mit den früheren Standquartieren, wo mir immer befreundete Gesichter begegnet waren, fühlte ich mich schon zum voraus in diesem Lunkhofen zum ersten Mal wie recht eigentlich in der Fremde. Kein bekannter Mensch ausser meinen guten Freunden im Bataillon war daselbst zu treffen. Ganz zufällig kehrte ich in einem grossen Privathaus an, das mir ein Wirthshaus zu sein schien, wo unsere Stabsoffiziere an einem Tisch bereits Posto gefasst hatten. Man langweilte sich mit hin- und herspazieren in der Stube, da die Quartierleute nicht alsobald aufwarten konnten. Aus Man-

gel an interessanten Gegenständen für eine ordentliche Unterhaltung musste ich wieder herhalten. Da brummte der Oberarzt immer vor sich hin, wie viel dieser Feldzug koste, wie teuer seine Equipierung sei, während das alles bei einem Feldprediger nicht zutrefte und er obendrein noch einen so grossen Sold beziehe und Ähnliches. Während dieser Apostrophe spazierte ich auch hin und her, mich stellend, als ob diese Bemerkungen meine Person gar nichts angingen. Nun eröffnete mir der Quartiermeister vor Allen, dass ich mit dem Stab hier in diesem Privathaus einquartiert werde. So war mir klar, man wollte mich so recht zwischen die Schere nehmen, deswegen opponierte ich gegen dieses Ansinnen und erklärte, das Quartier im Pfarrhaus, wohin der Feldprediger doch immer zunächst gehöre, vorzuziehen. Man wollte nicht recht daran, mir zu entsprechen; ich wiederholte meine Vorstellungen vor dem dasitzenden Obersten, der endlich die Erlaubnis erteilte, sofern im Pfarrhaus noch Platz sei. Eilig begab ich mich dorthin und der ältere, äusserst lebhafteste freundliche Pfarrherr gab sogleich seine Zustimmung. Schnell liess ich mein Gepäck dorthin bringen und befand mich inmitten des kleinen Stabs, zwischen dem Adjutant, Tambourmajor, Schuster, Schneider weit wohler, als bei jenen Stabsoffizieren von hohem Rang, welche nie müde werden konnten, mich zu begehren mit ihren höhnischen und von Mangel an Bildung zeugenden Unkereien. Im Pfarrhaus wurde mir das schönste Zimmer eingeräumt und auch hier genoss ich viel Wohlwollen, obwohl meine Confession evangelisch war. Der alte Herr konnte bald erfahren, welche sonstigen Überzeugungen mich erfüllten und dann hielt meine Anwesenheit die oft sich geltend machende Brutalität meiner Kommilitonen gehörig in Schach. - Nach eingenommener leiblicher verfügte ich mich noch denselben Abend zum Obersten, ihn zu

fragen, ob morgen als am Sonntag Gottesdienst gehalten werden soll. „Bewahre, das ist jetzt nicht möglich“, war die Antwort, „denn die Leute haben einen starken Marsch gehabt (nämlich 3 Stunden in einem Nachmittag) und zudem sind ihre Kleider zu sehr beschmutzt, diese könnten sie bis morgen nicht mehr gehörig reinigen, denn bei einer Kirchenparade (das ist bei diesem Herrn ein Militärgottesdienst!) muss alles blank und sauber sein.“ Gegen so gewichtige Gründe war freilich nichts einzuwenden und ich wünschte demselben eine ruhsame Nacht, mich nicht ohne gerechten Unwillen entfernend; denn mit einigem guten Willen hätte sich die Sache schon einrichten lassen. Allein da heisst es schweigen und gehorchen. – Des folgenden Morgens um 8 Uhr steht schon der Aidemajor in meinem Zimmer und kündigt mir an, dass heute Morgen auf Befehl des Brigadiers Gottesdienst gehalten werden müsse. Ich konnte meine Verwunderung darüber nicht verbergen, äusserte jedoch zugleich meine Freude darüber, obschon ich noch nicht wusste, weder was, noch wie ich predigen solle. Wir verabredeten auf 11 Uhr und schnell legte ich mich aufs Meditieren. Siehe, da erscheint nach einer Viertelstunde derselbe Herr und bemerkt aus Auftrag des Obersten, dass 11 Uhr zu spät sei, obschon diese Stunde kurz vorher gutgeheissen war; wenn es früher hätte geschehen können, sagte er hierzu, so wäre es nicht gelaufen; ich verlegte daher abermal im Einverständnis mit dem Ortspfarrer, den Gottesdienst auf 10 Uhr; jener hinterbringt dem Befehlshaber und kommt bald wieder mit dem Bericht zurück, auch dies sei noch zu spät, weil man Fourage in Affoltern haben müsse; dazu bedürfte es, wie er mir sagte, etwa 12 Mann und um dieser willen sollten nun fast 600 andere ohne Gottesdienst bleiben! Das wollte mir nicht einleuchten; allein der Aidemajor durfte nichts weiter beifügen und

entfernte sich. Diese Sache wurmte mich, ja entrüstete mich, das hiess ja fast ein Spiel mit einem und seinem Amt treiben. Schnell war ich besonnen, nahm den Hut und verfügte mich persönlich zum Obersten, um so viel mehr, da der Aidemajor bei seinem zweiten Erscheinen eine Contreordre des Brigadiers, nach welcher kein Gottesdienst werden sollte, vorgeschützt hatte. Ich wollte über dieses Dunkel aufgeklärt sein und fand mich wie gesagt beim Obersten ein, ihn ersuchend, allfällige Hindernisse wegzuräumen und den schon angesagten Gottesdienst wo immer möglich stattfinden zu lassen. Ich hob nochmals hervor, dass wir jetzt in einer ganz katholischen Ortschaft seien, auf deren Einwohner es keinen günstigen Eindruck machen könne, wenn ein Bataillon seinen eigenen Feldprediger mit sich führe und dann doch derselbe am Sonntag nicht predigen dürfe; auch werden die Soldaten am katholischen Gottesdienst teilnehmen und oder herumspazieren und so gehe dieser Sonntag für uns ganz verloren. Auf diese Einsprache erfolgte von Seite des Obersten einige wenige Ausflüchte, worauf er sich achselzuckend von mir wegwandte und Anwesenden Audienz erteilte. Mir aber blieb nichts anderes übrig, als mich in aller Untertänigkeit wieder zu entfernen, jedoch nicht ohne tiefen Unmut über ein solches Traktement, das zudem nicht so hart meiner Person als meinem Amt zu gelten schien, was mich eben so bitter schmerzte. Und zudem, wie steht auch ein Feldprediger vor dem Militär da, wenn er die ganze Woche hindurch nichts zu leisten Anlass hatte und ihm danach noch der Sonntag gleichsam weggestohlen wird, an welchem er pflichtgetreu seiner Stellung so gern ein Genüge leisten würde? Inzwischen schlenderte das Militär in Gala umher und mochte sich wohl fragen, wozu man einen Feldprediger habe, wenn derselbe am Sonntag nicht predige. Ich

schämte mich recht eigentlich meiner amtlichen Stellung. – Allmählich sammelten sich die Dorfbewohner um die Kirche, um Gottesdienst zu halten. Auch ich trat hinein; sie war dicht angefüllt mit Leuten, unter ihnen auch ein Teil unserer Soldaten. Ich musste mich mitten in der Menge postieren, weil fast nirgends Platz zu finden war. Man sah es den Anwesenden an, dass die Gegenwart auch schwer auf ihnen lastete, sie hätten aus des Predigers Mund gern etwas gehört, was ihnen mit Beziehung auf die drückenden Zeitumstände tröstend gewesen wäre. Der Pfarrer würde auch bereitwillig derartiges vorgebracht haben; allein seine Zunge fühlte sich auch gebunden, wie er mir schon vorher gestand und so glaubte er sich mit einer kurzen Ansprache über das Gleichnis vom Saatkorn, die er von den Chorstufen herab in sehr lebhafter Darstellung an das versammelte Volk hielt, begnügen zu müssen. Und wirklich enthielt seine Rede kein einziges verhängliches Wort; ebenso wenig aber war darin Erbauung zu finden, man fühlte es mit ihm, dass sein Herz sich so gern über anderes ergossen hätte, sich jedoch gezwungen sah, davon gänzlich abzusehen. Mich dauerte nur die zahlreich versammelte Volksmenge, welche ohne alle zeitgemässe religiöse Erhebung bleiben musste. Meine eigene Stimmung war eine sehr gedrückte und trübe; aus dem mitgenommenen Gesangbuch las ich still einige Trostlieder. Der kürzlich erfolgte Vorgang, durch welchen mir der Gottesdienst vereitelt worden, ein eben stattfindendes, die ernsten Orgeltöne, der von der Emporkirche herabtönten sanften Gesänge, der Blick auf meine gegenwärtige Lage und in die Zukunft, die Erinnerung an meine Gemeinde und an alle Teuren in der Ferne – dies alles zusammengenommen pressten meine Brust enge und manche Träne entfiel meinen Augen. Beschwert in Kopf und Herz verliess ich nach Beendigung des

Gottesdienstes die Kirche. – Um mich einigermaßen im Freundeskreis aufzurichten zu können, schlug ich nach dem Mittagessen den Weg nach Ottenbach ein; reitende Ordonanzen flogen hin und her, es schien mir etwas im Anzug zu sein; wirklich wurde, als ich gegen das Dörnchen Jonen zuschritt, daselbst Generalmarsch geschlagen, eine Weile stand ich still, da ertönte derselbe von dem schon weit hinter mir liegenden Lunkhofen. Dies bestimmte mich, dorthin umzukehren. Bereits fand ich da alles in Bewegung und die Truppen aufgestellt. Meine Frage, was es denn gebe, konnte mir niemand beantworten. Man rüstete sich zum Aufbruch; nur das Gepäck musste zurückgelassen werden, was auf eine baldige Rückkehr hinzudeuten schien. Es war gegen 1 Uhr nachmittags, als wir abmarschierten. Ich ging wie gewöhnlich, anfangs an der Spitze des Zuges seitwärts; die Soldaten waren lebhaft und guter Dinge; allgemein hoffte man einen endlichen Angriff auf den Feind und mancher kündigte schon zum Voraus an, mit welchem Mut er viele derselben niederzumachen gedachte. Nun begann das Singen, zuerst die bekanntesten Volkslieder, z.B. „Hinaus in die Ferne“ – ich stimmte mit ein, so weit es mir damals möglich war und zwang mich, heiter zu scheinen. Auch wurde in mir sonst leid über die bekannte Melodie des Liedes: Lasst hören aus alter Zeit – aufs Tapet gebracht, in welchem es unter anderem heisst: Und vor dem ersten Morgenrot, da liegt der Schurke Sigwart tot! – Hierauf folgte eine Pause, die Leute wurden immer mutwilliger. Ich bekümmerte mich scheinbar wenig darum. Dies reizte sie aber nur noch mehr. Hin und wieder liessen sich aus dem Trupp vereinzelt obszöne Äusserungen hören. Ich tat, als vernähme ichs nicht und lief dem Zug einige Schritte voraus. Nach einem kurzen Halt traf ich mit ihnen wieder zusammen. Jetzt fing einer an, einige entstell-

te Sätze aus meiner oben erwähnten Predigt auszurufen, wobei er den Ton und Gebärden eines Predigers nachäffte. Ein lautes Beifallgelächter der Übrigen folgte nach. – Bald darauf begann ein anderer, einzelne Bibelsprüche zu rezitieren und sie dabei ins Lächerliche zu ziehen. Abermals schallendes Gelächter seiner Kommilitonen. - Von garstigen Redensarten, die in zwischen ausgestossen wurden, will ich nur ganz schweigen. – Was mich aber am meisten erzürnte, war, dass ein Soldat das schöne gellertsche Sterbelied, an welchem sich schon Unzählige erlabt haben, auf seine unreinen Lippen nahm, laut hersagte und in die einzelnen Linien hinein so schändliche Worte hineinstreute, dass es nahe an Gotteslästerung grenzte. Von einer solchen zotenartig, verruchten Parodie - denn das wars - hatte ich bis dahin keine Ahnung gehabt; ich meinte, in den Boden versinken zu müssen vor Scham und Entrüstung, zu widersprechen vermochte ich nicht, mein Mund war wie geschlossen, aber auch kein anderer trat gegen solchen schändlichen Unfug auf; viel mehr wurde alles mit beifälligem Lächeln mitangehört. Ich hätte meinen Degen hinwerfen und rufen mögen: Unter einem so ungeschlachten Geschlecht diene ich nimmer! Allein ich sollte schweigen, tragen und das Ende abwarten. – In Ottenbach eingerückt erblickten wir eine Masse Militär aller Waffengattungen; bis zur Reuss hinunter wimmelte es von Truppen. An den Ufern dieses Flusses sollte man sich in Ordnung und nach einigem Aufenthalt daselbst marschierte man Bataillonsweise über die stattliche Schiffsbrücke. Jenseits derselben wurde wieder Halt gemacht und die Truppen in förmliche Schlachtordnung aufgestellt; zuerst die Kavallerie, dann die Artillerie, auf der Strasse die Infanterie, rechts und links von derselben die Jägerkompanien samt den Scharfschützen. Niemand zweifelte, dass es nun einmal losgehen

würde. Einigen liess die aufgeregte Phantasie hoch oben auf dem Lindenberg einzelne feindliche Wachtposten erblicken. Allein es erwies sich ihre Meinung als völlig grundlos. In der aufgestellten Schlachtreihe musste man ein starke $\frac{1}{2}$ Stunde verweilen und sichtlich trat an die Stelle des Übermutes eine nicht zu verbergende Ängstlichkeit. Von Mutwillen oder etwas Ähnlichem in jenem Moment keine Spur. So mächtig können die veränderten Umstände, die Ahnung der trüben Zukunft und die Befürchtungen der nahen Aufgabe auf das menschliche Gemüt einwirken. Endlich setzte sich der imposante Zug in Bewegung; es mochten etwa 5000 Mann sein, eher noch viel mehr. Man marschierte die Strasse gegen Muri hinauf. Bemerkenswert ist, wie sich da unser sonst ordentlicher Tambourmajor an meine Fersen machte und ein politisches Gespräch mit mir anzuknüpfen versuchte; er äusserte sich nämlich, es sei denn doch dumm, dass nun sozusagen wegen ins Feld ziehen und gegeneinander kriegens müsste; aber es handle sich gewiss nicht bloss um Jesuiten und Sonderbund, sondern um ganz andere Dinge. „Was meinen sie, Herr Pfarrer?“ „Kann sein“, erwiderte ich und brachte die Rede auf einen andern Gegenstand, denn ich merkte gar wohl, dass der gute Mann, seis aus eigenem Interesse, in gewissen Aufträgen, mich auszunehmen und dann etwa missliebige Äusserungen gehörigen Ortes anzubringen wollte. In dieser Hinsicht hatte ich alle Ursache, auf der Hut zu sein und ich blieb trotz allen Anfechtungen dem einmal angenommenen Grundsatz, öffentlich und namentlich mit den Soldaten nicht zu politisieren, unverbrüchlich treu. Unser Marsch ging an einigen Häusern vorbei; die Bewohner derselben entblössten ganz ehrerbietig das Haupt und begrüsst uns ziemlich scheu; es waren eben Freiämter, denen die Eidg. Truppen nicht ganz gelegen kamen. Da sagte einer der

Unsrigen: „Ja, jetzt könnt ihr freundlich scheinen, ihr Kaiben, und doch wolltet ihr uns lieber vergiften, wenn es euch möglich wäre.“ Unter dem Dache eines Hauses war ein Kruzifix angebracht, da rief derselbe (ein Tambour): „Schaut, da hängen sie den Herrgott sogar unter das Dach hinauf, aber (und hierbei streckte er seine Faust wie zur Drohung aus) dieser da aber kann ihnen jetzt nicht helfen, den verfluchten Kaiben.“ Dieser Rede wegen wurde der Lästler dann doch von einigen andern ernst getadelt. – Auf der Höhe von Muri angelangt wandten wir uns links. Noch immer wusste niemand, was es denn eigentlich geben sollte. Es schien, als ob man einen nächtlichen Angriff auf Luzern von der Aargauerseite her beabsichtigte; indes wer nicht im Rat der Götter gesessen, musste mit Warten vorlieb nehmen. So gelangen wir nach dem grossen und ansehnlichen Dorfe Merenschwand. Dieser Ort war wie ausgestorben, nur selten schaute jemand, besonders im Wirtshaus, zum Fenster heraus. Solche Erscheinungen taten deutlicher als alles andere kund, welche Stimmung in einer Bevölkerung vorherrschend sei. Hier erfuhren wir nun fürs erste, dass es heute jedenfalls nicht mehr nach Luzern gehe; denn von der Hauptstrasse dahin wurde links auf einen schmalen Seitenweg abgebogen, der an die Reuss hinunterführte. Diese Gegend zeigte uns noch Spuren des am 12. Nov. versuchten Einfalls der Sonderbundtruppen in das Knonaue-ramt. Weit umher lagen eine Menge leere Patronen zerstreut; auch sah man niedergetretene oder von Sappeuren umgehauene Hecken, zerstampfte Wiesen, Saatzfelder und anderes, was im Gefolge einer solchen Affaire ist. – Der Weg schlängelte sich unzählige Mal längs dem sanft absteigenden Lande; noch immer wussten wir nicht, woran wir seien; man machte sich in Gedanken schon auf ein Biwak gefasst, nur wurde der Mangel des Ge-

räts bedauert. Schon war tiefe Nacht eingebrochen und mit ihr hatte sich ein dichter Nebel über die Fluren gelagert; sodass man nicht merkte, wo die Füße hinschritten. Bald sollten wir erfahren, denn plötzlich standen wir an der Reuss und in einer Minute marschierten wir wieder über die Schiffsbrücke. Das Ganze war nur eine militärische Promenade gewesen, teils um unsere Leute zu beschäftigen, teils um dem Feind einen angemessenen Wink zu geben. In Ottenbach liess ich unsere Truppen weitermarschieren und ging in das dortige Pfarrhaus, um mich in dem freundlichen, gastlichen Kreise von dem strengen 5 stündigen Marsch ein wenig zu erholen und kehrte um 9 Uhr in Begleitung eines andern Zürcher Feldpredigers, der nach Lunkhofen gehen musste, in dieses mein Standortquartier zurück. Der Vormittag des 15. Nov. teils mit der gewöhnlichen biblischen Lektüre, teils mit einem Spaziergang auf eine waldichte Anhöhe in Begleitung des erwähnten Mitfeldpredigers zugebracht, wobei wir uns in Gesprächen über Gegenwart und Zukunft ergingen. So war dies für mich, der sich immer als fremd fühlen musste, eine wahre Erquickung für Geist und Gemüt, ein freundlicher Schein mitten in dem mich umgebenden Dunkel. – Dieser angenehme Spaziergang wurde nachmittags durch eine Tour nach dem benachbarten Städtchen Bremgarten fortgesetzt, so uns nur das auffiel, dass hier nicht ein Bein Militär zu sehen war und alles wie ausgestorben schien, wie wenn man in tiefstem Frieden stände und nicht schon die nächsten Tage ernste Kriegsszenen herbeiführen könnten. Umgeben von einer wirklich prachtvollen, für diese vorgerückte Jahreszeit so seltenen Abendbeleuchtung kehrten wir in unser Standortquartier zurück. – Des folgenden Tages als am 16. Nov. sass ich eben bei der Orgel der Dorfkirche und begann einen Choral aus unserem Kirchengesangbuch zu spielen (ein

unschuldiges Vergnügen, welches mir nachher von einem unserer Bataillons hämisch verargt wurde), als gegen 12 Uhr mittags plötzlich der Generalmarsch wieder erscholl, der mich schon so oft aufgeschreckt hatte. Schnell verliess ich meinen Sitz und vernahm draussen vor der Kirche, dass es nun diesmal ernst gelte. Die Truppen rannten hin und her; im Pfarrhaus packte jeder seine Siebensachen zusammen und auch ich brachte meine Koffern in Ordnung; nach einer halben Stunde stand ich schon auf dem Sammelplatz, wo das Militär sich allmählich einfand. Unangenehm, um nicht mehr zu sagen, musste es mich abermals berühren, als aus einer gegenüberliegenden Schenke unter lautem Lärm schnöde Äusserungen gegen mich und meine erste Predigt ausgestossen wurden. „Ja was“, tönte es zu mir herüber, „das sind einmal dumme Siechen, dass der nahe Krieg im Willen Gottes liege, wie dieser Pfarrer dort gepredigt hat; wir wollen ihm bald zeigen, dass dann gar nicht also ist.“ Ein Vorwurf, den die Kurzsichtigen, welche nur mit halbem Ohre zugehört hatten, mir ungerechterweise machten. Ebenso schämte es mich, da sich selbst der Oberst vom hohen Ross herab zu den unflätigen Obszönitäten vor den versammelten Truppen aussetzen über welche Letztere ein Beifallsgelächter erhoben; ich aber ging beiseite, um solches schlechte Zeug nicht weiter anhören zu müssen. -

Bald hernach marschierten wir ab. Die Erfahrungen vorgestrigen Tags bewogen mich, dem Zug ein wenig vorauszugehen, damit sich die damaligen Obszönitäten wenigstens vor meinen Ohren nicht wiederholen könnten. In Ottenbach stand bereits eine dichte Militärmasse aller Waffengattungen beisammen; wir machten ausserhalb des Dorfes auf einer Matte halt; die Gewehre wurden in Pyramiden aufgestellt und jeder durfte sich nach Belieben mit Erfrischung versehen, so und wie er

dieselben aufzubringen wusste. Eine sehr angenehme Überraschung wurde mir bereitet, als ich plötzlich meinen älteren Bruder auf mich zugehen erblickte. Er war eben erst 12 hergeritten, um mich zu suchen und zu begrüßen; ganz zufällig traf er mich an diesem Platz; ich machte ihn mit meiner wenig beneidenswerten Lage bekannt und fand bei ihm einige Aufmunterung; jedoch dauerte unser Beisammensein kaum $\frac{1}{2}$ Stunde, denn sofort zog unser Bataillon wieder an die Reuss hinunter, als ob es einen zweiten Übergang auf der Schiffsbrücke gälte; allein auf einmal hiess es rechtsum; nun gings ins Dorf zurück und auf meine Frage, wohin es gehe, war die Antwort des Obersten: „Knonau zu.“ Eilig und schweren Herzens verabschiedete ich mich von meinem Bruder, um mit dem Bataillon zu marschieren, was eben nicht gerade dringend notwendig gewesen wäre; aber ich wollte in meiner Stellung wo immer möglich alle Gerechtigkeit erfüllen. Ich marschierte nun wieder dicht an der Seite des Militärs, um nicht den Verdacht auf Separatismus auf mich zu lenken. Allein meine Anhänglichkeit an die Truppen sollte mir auch diesmal übel bekommen. - Als wir auf dem Marsch der nahe liegenden neuen Kirche zu Obfelden ansichtig wurden, lobten alle das schöne Gebäude. Da rief einer: „Ja, da drinnen wird noch viel gelogen werden.“ Ein anderer fügte bei: „Sie glauben eben selbst nicht, was sie predigen, die Donnerspaffen.“ – Ein dritter drohte: „Wenn einmal der Krieg beendet ist, wir wieder zu Hause sind, dann wollen wir den andern (den Konservativen nämlich) den Meister zeigen und zum voraus unseren Pfaffen.“ – Eine Weile nachher äusserte sich wieder einer dahin, es sei eine Lehre, zu glauben, dass alles, was in der Welt sich zutrage, nach Gottes Willen geschehe, kein vernünftiger Mensch werde meinen, dass der jetzige Krieg demselben gemäss sei. Schnell darauf hin ein

zweiter: „Es gebe überhaupt noch viele dumme Wahrheiten, die man für Religion halte; so z.B. dies, dass es einem zehnfach vergolten werden solle, wenn jemand dem andern etwas Gutes erwiesen habe.“ Diese dummdreiste Äusserung belegte er sofort mit einer ebenso abgeschmackten als giftigen Anekdote von einem Bauer, der seine einzige Kuh seinem Pfarrer, der zehn solche besass, geschenkt, in der Hoffnung, jener werde die von ihm oft gepredigte Vergeltungslehre nun auch tatsächlich ausüben und ihm dafür seine zehn Kühe schenken. Das Ende dieser namentlich in ihrer Tendenz verwerflich war, dass der Pfarrer mit sich selbst in einen unauflöselichen Konflikt geriet und die von ihm verkündigte Vergeltungslehre selbst für eine unwahre erklären musste.

Solche Reden öffnen einen tiefen Blick in die Gesinnung der Leute und zeugen lauter als alles von einer niedrigen Stufe religiösen Lebens vieler; denn wo nicht einmal mehr Ehrfurcht vor dem Heiligen zu finden ist, da steht es wohl recht misslich. Keiner der Oberen schaffte Ruhe und auch ich mochte nicht reagieren.

Gegen Abend langten wir in Knonau, unserem nunmehrigen Standquartier, an. Es herrschte daselbst ein buntes Gewirre von Truppen aller Gattungen. Auf einer Anhöhe versammelten sich zwei Brigaden, wenn ich nicht irre, und führten verschiedene Manöver durch, denen jedoch die bald anbrechende Nacht ein schnelles Ende machte. Abermal hatte ich das Glück, im dortigen Pfarrhaus einquartiert zu werden und wurden von würdigen daselbst gastfreundlich traktiert. Was es heisst, Einquartierung zu haben, erfuhr ich erst hier recht; mein Quartiergeber nämlich musste 100 Soldaten in sein Logis aufnehmen, weil er einen geräumigen Saal hatte, in welchem sich dieselben während einigen Nächten auf Stroh lagerten; sie zugleich zu

speisen und zu tränken, davon konnte natürlich keine Rede sein; ohne dies aber gab es der Inkommoditaten mehr als genug; man ist nicht mehr Herr über sein Haus, daneben sassen immer unser 5 Offiziere am Tisch und als jene 100 Soldaten disloziert wurden, traten 16 Dragoner an ihre Stelle, welche ebenfalls neben dem Logis auch noch die Kost hatten. Da durfte das Feuer auf dem Kochherd den ganzen Tag nie ausgehen. Oft dachte und sagte ich: „Gott bewahre mich vor militärischer Einquartierung, vaterländischer wie ausländischer!“ Ausser den unvermeidlichen Unkosten zieht solche Gastung der Mühen und Verdriesslichkeiten so viele nach sich, dass man gern im alltäglichen Geleise bleibt, sollte dies auch nicht so interessant sein als eine Reihe unruhiger Gäste.

Besonders bemerkenswerte Ereignisse fielen in diesem Standquartier nicht vor. Die Witterung drohte mehrere Male winterlich zu werden und das hätte dem Feldzug eine unübersteigliche Grenze gesetzt. Indes wandte sie sich wieder bald günstig. An diesem Orte hatte ich eine Kopulation gleichsam inkognito vorzunehmen, indem einer unserer Ärzte aus Furcht, er könnte nicht mehr zururckkehren, weil er hitziger Natur sei und im Treff leicht sich zu weit hineinwagen dürfte, zugleich zur Beruhigung seiner Verlobten in aller Stille sich trauen. Er machte es mir fast zur Gewissenspflicht, über diese Funktion ein unverbrüchliches Silentium zu beobachten, damit er von seinen Kameraden nicht ausgelacht werde. Diesen Gefallen durfte ich ihm wohl erweisen und so blieb die Sache länger als 4 Wochen verschwiegen. Übrigens waren die Schriften in Ordnung; die Kopulation fand im Pfarrhaus statt und der junge Ehemann kehrte seinerzeit ganz unversehrt zu seiner Gattin zururck, indem er sich denn sich nicht allzu weit hinausgewagt hatte, wie seine Phantasie vorher vermeinte.

In der laufenden Woche fand ein kleines Bombardement des zugerischen Dorfes Steinhausen statt, um unsere Soldaten auf angemessene Weise zu beschäftigen. Ich selbst wohnte dieser Attaque nicht bei; sie nahm indes einen sehr glücklichen Ausgang. Tags darauf besichtigte ich die dortigen Landsturmern abgenommenen Waffen, welche freilich von der Armatur dieser Corps nicht den besten Begriff lieferten; da waren eingerostete oder defektige Flinten, Pistolen, Morgensterne, Armbrüste und solches mehr. Man sagte mir, dass diese Waffen mit müheloser Leichtigkeit, ja Freude seien abgegeben worden und die Leute jener Gegenden sehnen sich nach den eidg. Truppen. Später bekamen sie von denselben noch satt genug. Unser Oberst bedauerte, ein köstliches Vögelein, nämlich den hohen Schlupf in Steinhausen, die Seele des Sonderbunds und des Jesuitentums im Kant. Zug, nicht erwischt zu haben.

Da der Sonntag wieder nahte, so musste ich an eine Predigt denken. Da war freilich guter Rat teuer; meine Stimmung in dieser Hinsicht lässt sich am einfachsten in den wenigen Sorten zusammenfassen: Ich war gebunden im Geist, zerschlagen am Gemüt, und in meinem ganzen Leben drückte mich das Predigtamt noch nie so gewaltig wie damals. Wer sollte dies nach allem Vorangegangenen nicht begreiflich finden? – Freitagnachmittags fragte ich meinen Obersten, ob nächsten Sonntag Gottesdienst stattfinden werde. Er bejahte es. Dabei bemerkte ich ihm, dass die kleine Dorfkirche kaum 200 Mann aufnehmen könne. Das fand er zwar fatal und sann darüber nach, wie die Sache einzurichten sei. Da sagte ich scherzweise zu ihm: „Man muss eben nur Freiwillige ausheben und gehen lassen.“ Er lachte. Die Materie der Predigt wollte er mir einen Wink sprechend: „Da diesem Erlass von Dufour, in welchem er den Eidg. Truppen Humanität gegen die Feinde dringend zur

Pflicht macht, könnten Sie vielleicht einmal den Soldaten recht zu Gemüte führen.“ Wer war über diese Worte froher als ich! Nicht zweimal liess ich mir dies einreden, sondern ergriff diesen Anlass mit beiden Händen. Sogleich fiel mir der Text über dieses Thema ein, nämlich Math. V. 7: Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist.

Es war also der 21. November. Der Gottesdienst begann um 9 Uhr vormittags, die Glocken riefen in das Haus des Herrn. Der Aidemajor holte mich ab. Im Übrigen waren die Aktien bedeutend gesunken; denn vor dem neben der Kirche stehenden Schulhaus, präsentierten etwa acht Soldaten, welche daselbst eben den Wachtdienst versahen, das Gewehr ohne Trommelschlag und ohne Trompetenstoss. Beim Eintritt in die Kirche selbst musste ich nicht wenig erstaunen, kaum 70 Soldaten versammelt zu sehen; ausser dem Oberst, der doch mit einem guten Beispiel voranzugehen hatte, hatte sich auch niemand vom Stab eingefunden; so blieb die ohnedies kleine Kirche fast zur Hälfte leer. Bei einer späteren Gelegenheit erlaubte ich mir gegenüber dem Oberst eine Bemerkung darüber, wogegen er sich damit zu entschuldigen suchte, dass der übrige Teil der Mannschaft für den Wachtdienst habe verwendet werden müssen und deswegen an diesem Gottesdienst teilzunehmen verhindert gewesen wäre. Ich dachte darüber, was ich wollte und blieb bei meiner wohlbegründeten Vermutung, dass man damals eine Demonstration gegen mich und mein Amt habe produzieren wollen. Diese offenbare Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegen unseren Feldgottesdienst musste mich kränken; indes dachte ich, wenn nur einer auch von diesen Wenigen erbaut wird, so darf es zu deiner Beruhigung und Rechtfertigung dienen. Im Gedanken daran fand ich die so nötige Fassung und Sammlung des Gemütes wieder. Es wurde

das 13. Lied aus unserem Gesangbuch gesungen, nicht so fast mit spezieller Beziehung seines Inhalts auf die Materie der Predigt, als ausschliesslich um seiner leichten volkstümlich gewordenen Melodie willen. Nach dem Gebet folgte also die Predigt selbst, in deren Einleitung ich nicht umhin konnte, auf jene erste vom 7. Nov. gehaltene und auf die daran sich anschliessenden masslosen Angriffe etwelchermassen Bezug zu nehmen, mich dahin aussprechend, dass sich der Diener des göttlichen Wortes immer darauf gefasst zu machen habe, dass die Art und Weise seiner Verkündigung gar verschiedenen Beurteilungen unterstellt werde. Nichtsdestoweniger werde er indes seine Seelenruhe bewahren und in aller Geduld auf dasjenige hinblicken, was ihm schmerzlich sein müsse, in allen Bewegungen die Liebe gegen alle an den Tag zu legen. Wissen, unbeirrt seine Wege gehen und nicht aus Menschenfurcht das predigen, was ihm notwendig und heilsam scheine. -

Darauf ging ich aufs Thema über, welches nicht prägnanter und klarer hätte ausgesprochen werden können als es in den Worten des Textes selbst lag. Es wurde zuerst von mir gezeigt, wie wir nach Christi Wort Barmherzigkeit unserer gegenwärtigen oder vielmehr nächstkünftigen Lage ausüben sollen, was ja auch von den Oberen selbst bestimmt verlangt und zu Pflicht gemacht werde. Vor dem Kampfe nämlich haben wir eine wahrhaft brüderliche Gesinnung selbst gegen den verirren Feind im eigenen Herzen zu bewahren, sodann während des Kampfes durch Schonung, soweit das eigene Leben dabei nicht gefährdet ist, verfahren überhaupt ohne Hass und Rachsucht, obwohl die Pflicht eines Kriegers streng erfüllend; nach beendigtem Kampfe endlich gegen Gefallene in besonderer Humanität zu beobachten, so wie namentlich auch Wehrlose in Feindesland zu schützen nach bestem

Vermögen; denn selbst gegen den Feind gebiete uns das Evangelium Liebe und Versöhnlichkeit. - Im zweiten Teil der Predigt zeigte ich ferner, warum wir diese Barmherzigkeit auszuüben haben eben weil der Mensch auch Barmherzigkeit sowohl von andern als namentlich von Gott nötig habe und ihrer auch teilhaft werde, wenn er diese Gesinnung ebenso sehr gegen jeden in Tat und Wahrheit zu zeigen sich bestrebe.

Zwar hatte ich meinem Dafürhalten nach eine so blöde Predigt kaum je niedergeschrieben; indes schien sie doch auf die Anwesenden einen guten Eindruck zu machen. Dagegen wollten einige unbedeutende Unteroffiziere daran Anstoss nehmen, indem bald darauf das Gespräch bei Tische (sie waren mit mir an demselben Ort einquartiert) auf das Verfahren gegen den Feind von ihnen gelenkt wurde, und wobei zwei von ihnen bemerkten, man solle nur gar nicht schonen und überflüssig sei es, da von Humanität zu reden und sie dem Militär einzuprägen. Vergeblich berief ich mich auf Dufours Erlass, auf die christliche Pflicht, auf die wahre Vaterlandsliebe, auf das eigene Gewissen, auf den möglicherweise eintretenden Fall, dass auch sie Schonung anzunehmen genötigt sein könnten. Das alles half nichts, diesen jungen bartlosen Herrchen blieb der Sinn für die Wahrheit verschlossen und ihr Gemüt verhärtet; sie wollten nur vom Dreinschlagen und Niedermachen hören, eine ruhige und klare Erörterung des Gegenstandes absichtlich vermeidend. Nachher zeigte es sich freilich, dass diese Tapferen in der Stunde des Entscheides beinahe die Barmherzigkeit des Feindes anzurufen gezwungen gewesen wären, wenn sie sich noch beizeiten vor diesem verachteten Feind, gegen den sie so grosse Hitze im Leibe trugen, auf und davongemacht hätten.

Nach den Gefechten äusserte sich meist unser Oberst gegen mich: „Nicht wahr, wir haben gehalten, was Sie uns in Knonau gepredigt?“ „Ja,“ erwiderte ich, „wenn man nur alles so getreulich hält, was gepredigt wird.“

Des folgenden Tages, am 22. Nov., wurde es in unserem Standquartier sehr lebhaft, mehrere Bataillone rückten ein und zogen wieder ab; die Reiterei stellte sich auch ein; die stattliche Artillerie von Basel – Stadt liess sich auch sehen; ein Teil dieser Truppen schlug verschiedene Wege gegen die Luzernerstrasse ein, oder wurde in unserer nächsten Umgebung einquartiert. Es waren alle Anzeichen vorhanden, dass der Einmarsch in die Sonderbundskantone ganz nahe bevorstand. Nur war man noch zweifelhaft, ob wir als Feinde oder als Bundesgenossen in den Kanton Zug einrücken würden; in ersterem Fall hätte sich dicht an der Grenze ein Gefecht entspinnen müssen. Zwar hiess es allgemein, Zug habe kapituliert; allein die von Dufour dorthin zurückgekehrten Parlamentäre wollten noch immer nicht erscheinen, um jenem die Annahme der von ihm gestellten Bedingungen zu überbringen. Nachmittags 2 Uhr endlich fuhren sie mit weissen Fahnen durch Knonau und es wurde bei diesem Anblick Manchem das Herz leichter, weil nun wenigstens nicht schon nach einer ½ Stunde der blutige Kampf beginnen musste und viele der Hoffnung sich hingeben mochten, es werden auch die noch übrigen Sonderbundskantone die Waffen friedlich niederlegen und so ein verderblicher feindseliger Zusammenstoss ganz vermieden werden. Allein, diese letztere Hoffnung ging nicht in Erfüllung.

Bald nach dem Mittagessen wurde Generalmarsch geschlagen und das war das Zeichen, dass es diesmal mit dem Auf- und Einbruch wirklich ernst gelte. Ich packte schnell meine Koffer zusammen und verabschiedete mich

von den treuherzigen Quartiergebern mit tief bewegtem Gemüt beim Gedanken, ob und wie ich wohl wieder dahin zurückkehren würde. – Truppen aller Waffengattungen fanden sich allmählich ein, so dass das Gedränge gross wurde. Man sah allen den Ernst und die Wichtigkeit dieses Tages an; denn jeder wusste jetzt, um was es endlich zu tun sei. Unsere ganze Brigade wurde auf einer weiten Wiese aufgestellt und musste da beinahe zwei Stunden harren. Dadurch zog ich mir, da der Boden feucht und nass war, eine bedeutende Erkältung zu, die sich bald in ihren Folgen zeigte. Gegen 4 Uhr abends marschierte man ab, unser Bataillon voran; am Ende des Dorfes mussten wegen einiger im Wege stehender Fuhrwerke ein wenig Halt gemacht werden. Plötzlich überfiel mich ein heftiges Unwohlsein, was ich dem Arzt eröffnete und auf erhaltene Erlaubnis vom Obersten hin kehrte ich in mein Quartier zurück, um mich zu erholen. Man riet mir, hier zu übernachten; allein ich hatte keine Ruhe und wollte dem Bataillon durchaus nachmarschieren. Aber der Versuch schlug fehl. Auf halben Weg, musste ich, von neuem Unwohlsein heftig ergriffen, umkehren und das Anerbieten, dort über Nacht zu bleiben, darnach annehmen.

Stelle ich diesen geringfügig scheinenden Umstand mit den Vorfällen des folgenden Tages beim Angriff auf den Feind zusammen, so wird es mir vergönnt sein, in diesem Umstand und in der dadurch herbeigefügten Verzögerung einen Zug zu erkennen, der eintrat, um mich, wie ich fast überzeugt bin, vor Wunde und Tod zu bewahren.

Des folgenden Morgens früh, zwischen 7 und 8 Uhr, machte ich mich und zwar in Begleitung meines Quartiergebers abermal auf den Weg gegen Cham. Es war der 23. Nov. und ein wunderschöner Wintermorgen, etwas frisch, doch ohne Nebel und die Sonne erwärmte

mit ihren Strahlen sanft die eilfertigen Wanderer. Eine $\frac{1}{2}$ Stunde herwärts Cham war die Strasse mit Artillerie und Kavallerie so angefüllt, dass wir uns nur mit Mühe hindurchzuwinden vermochten. In dem Orte selbst auf dem freien Platz vor der Post stand eine Unzahl von bespannten Bagagewagen und Kaissons, daneben Bataillone verschiedener Kantone; das unsrige war, wie man mir sagte, soeben auf der Strasse gegen Luzern abmarschiert. Noch nahmen wir uns Zeit, die dortige prächtige Kirche samt den lieblichen Umgebungen auf den Zugersee und die Schneegebirge in Augenschein zu nehmen. Darauf tranken wir zum Abschied noch ein Glas Veltliner, der mir damals zugleich als Arznei diente und mich in eine recht muntere Stimmung versetzte; denn mir kam kein Sinn daran, dass die Katastrophe so bald erfolgen würde. Etwas nach 10 Uhr schlugen wir dieselbe Strasse ein; in der Nähe von dem Wiler Holzhäusern ertönten plötzlich gegen 12 dumpfe Kanonenschüsse von Gislikon her, die in den umliegenden Bergen in zehnfachem Echo furchtbar widerhallten. „So“, sagte ich, „es geht scheint doch einmal an.“ Ein augenblickliches Zittern, ich verhehle es nicht, ergriff meinen ganzen Leib; die Schanzen von Gislikon lagen nur ein $\frac{1}{2}$ Stunde von uns entfernt. Jetzt trennte sich mein Begleiter von mir. Wieder Kanonendonner von einer andern Seite her und dazwischen Kleingewehrfeuer. „Wie viel mögen schon ins kalte Gras hingestreckt sein!“ dachte ich. Rasch schritt ich vorwärts und wurde bald wieder ruhig, mit Ergebung mich in jedes Los fügend, das mir beschieden sein sollte. Immer heftiger wurde die Kanonade; wer mir begegnete, zeigte auf seinem Gesicht einen bedenklichen Ernst. Aufs Neue wurde mir klar, dass die meisten auf einen tätlichen Widerstand des Feindes nicht mehr gerechnet hatten. Bald stiess ich auf unseren Quartiermeister zu Pferd, der auch keine

frohe Miene machte und frug nach dem Fourgon; ich konnte ihm Auskunft darüber geben. Er dagegen wies mir den Weg nach der Gegend hin, wo unsere Truppen standen. Getrost marschierte ich von dannen und musste beim luzernischen Wirtshaus zum roten Krug eine kleine Seitenstrasse links einschlagen; ein Kanonenschuss nach dem andern ertönte, je näher ich kam, desto erschütternder an mein Ohr dringend; es ging mit mir nicht eigentlich über Stock und Stein, bergauf und bergab im Zickzack, durch Hecken und über Felder, Wiesen und Gestrüpp, hier stand die Reserve; auch auf unseren Pulverwagen stieg ich, dessen Bedeckung ganz andere Augen machte als vor einigen Tagen; da es von allen Seiten krachte. In dieser Beziehung konnte man merkwürdige psychologische Betrachtungen anstellen und höchst interessante Vergleiche machen und bedeutende Differenzen auffinden. Nach einer Viertelstunde gelangte ich endlich auf eine mässige Anhöhe, von welcher herab sich mir ein Überblick über das Terrain des Gefechtes und die Stellung der verschiedenen Truppen von beiden Seiten darbot. Unten in einem kleinen Tale, welches gegen den Zugersee hin offen lag, dagegen nach Gislikon hin durch den Rotenberg begrenzt war, stand unsere Brigade, bestehend aus 4 Bataillonen Zürcher-, Thurgauer-, Glarner- und St. Galler-Truppen, einer Batterie, Scharfschützen-Kompanien und ein Haufen Reiter, welche hinter der Brigade die Strasse besetzt hielten, samt einem Trupp Sappeure. Die Infanterie hatte sich ganz unten im Tal aufgestellt, wobei sie eine halbmondförmige Linie bildeten, von denen sich aber bald das eine bald das andere je nach Umständen entweder etwas vorwärts bewegte oder sich zurückzog. Vor der Front unserer Truppen lag eine sanft aufsteigende mässige Anhöhe, bestehend aus Wiesen und Äckern, von vielen Hecken und Steinen aufge-

schichteten, von einigen schmalen Wegen durchschnitten und mit Obstbäumen reichlich bepflanzt; ungefähr in der Mitte dieses Abhangs standen zwei so genannte Stadel hintereinander; oben waren die zwei Wohngebäude, Ibikon genannt, hinter welchen der Abhang in eine Ebene auslief; rechts und links von der letzteren erhoben sich ansehnliche waldichte Bergrücken in geringer Entfernung einander gegenüber liegend. Das Ganze nennt man in der militärischen Sprache ein Defilee; es war eine Position, wie sie nicht günstiger hätte gemacht werden können; mit drei oder auch zwei entschlossenen Bataillonen und wenigem Geschütz würde diese Position für unsere Division fast unzugänglich gewesen sein. Stattdessen zählte der Feind nur ein Bataillon sogenannter ausgezogener Landstürmer, d.h. ältere Männer meistens mit Stutzern bewaffnet; als Reserve stand etwas zurück das Bataillon Dobler; das uns entgegengesetzte hiess Berber. Dieses letztere bildete anfangs eine Kette, deren äusserste Kräfte sich an obige waldichte Bergrücken anlehnten und eröffneten ein bald mehr bald weniger lebhaftes Rottenfeuer auf unsere unten im Tälchen aufgestellte Brigade; einige hundert Schritte von derselben hatte sich unsere Artillerie mit zwei aufgepflanzt und richtete ihre Kugeln auf die feindliche Position; sie schoss emsig, verfehlte jedoch das Ziel. Mittlerweile hatte sich das gegnerische Bataillon wieder zusammengezogen und neben den Häusern bei Ibikon Posto gefasst; in der rechts liegenden Waldeshöhe war eine Anzahl Schützen verteilt und schoss beständig in die Tiefe zu uns herunter, ohne jedoch zu treffen. So gings eine gute Weile mit Hinauf- und Hinabschiessen, wobei jedoch unsere Infanterie noch ganz passiv sich verhalten musste, weil die Distanz für ihre Ordonnanzflinten zu weit war. Ich stand eine Viertelstunde auf einer Anhöhe, um so einen Überblick

über das Ganze zu gewinnen und hielt daher Nachfrage nach meinem Bataillon, das sich nirgends sehen lassen wollte; man wies mich von der rechten zur linken und von der linken zur rechten Flanke; allein überall war nichts von denselben zu sehen; nun lag etwas seitwärts vom St. Galler Bataillon ein kleines Gehölz, in welches ich mich begab. Dasselbst war eine Kompanie Graubündner Scharfschützen aufgestellt, die, wie ich nachher vernahm, unserem Bataillon zugeteilt worden, allein es für angemessener gefunden hatten, hier hinter den Bäumen sich zu postieren, statt mit demselben vorwärts zu gehen. Fortwährend unterhielt der Feind starkes Feuer, jedoch ohne Wirkung. Da sagte ich zu einem dieser Scharfschützen: „Das geht ja wie bei einer Musterung zu; man schießt fleissig und keine einzige Kugel trifft.“ Ich fühlte mich ganz wohlgenut in der denn doch vorhandenen Gefahr; denn eine ½ Stunde darauf wurde wirklich auf dieser Position ein Graubündner von einer feindlichen Kugel durch die Hand getroffen. Einer riet mir, mich von diesem Orte zurückzuziehen, da es mir doch fehlen könnte. Ich dankte ihm und schritt durch dichtes Gebüsch weiter. Einige Freiwillige dieser Kompanie in Zivilkleidung und mit der eidg. Armbinde, stöberten voll Kampfbegierde umher und konnten vor Verlangen, den Feind aufs Korn nehmen zu können. Sie fragten bei mir nach dem Hauptmann des Corps, da sie mich wahrscheinlich für einen Stabsoffizier oder etwas dergleichen ansahen; ich konnte ihnen keine Auskunft geben und sie verliessen mich unmutig über die schlechte Anordnung. Diese Kompanie hat sich bei unserem Bataillon keine Lorbeeren errungen, und mit Recht; denn statt dieselbe im entscheidenden Moment zu unterstützen, blieb sie stets im Hintergrund. Bei meinem Umher-schlendern in dem Gehölze und während meines Suchens nach unserem Bataillon stiessen zwei Dragoner auf

mich und fragten gleichfalls nach demselben Bataillon mit der Bemerkung, sie müssten unserem Oberst die Order bringen, ja nicht allzu rasch vorwärts zu dringen. Ich zeigte denselben eine schmale Strasse, die sich in einem Ausweg aus dem Walde mündete, um möglicherweise dort das Bataillon zu finden. Als wir aber dieser Stelle nahen, wurde das feindliche Feuer besonders lebhaft und mitten durch dasselbe hindurch liessen sich Hurrarufe vernehmen. Die Reiter wurden ängstlich und kehrten um, ich ohne Schiessgewehr hatte auch nicht Lust, ganz allein hier zu bleiben und vielleicht noch in die Irre zu laufen. Ich riet ihnen nun, auf einem Umweg die zweite Landstrasse zu gewinnen und von dieser aus vielleicht das Bataillon zu erreichen; eine Weile ging ich mit, da sie aber einen Trab einschlugen, verliess ich sie und kam auf der entgegengesetzten Seite zu einem Gehölz wieder heraus, gerade da, wo ich dasselbe betreten hatte, und stand wieder in der Nähe des St. Galler Bataillons. Plötzlich erhob sich ein heftiges feuer mit einem weithin schallenden Geschrei vermischt von der feindlichen Anhöhe herab. Jetzt, dachte ich, hats etwas besonderes gegeben, da musst du um jeden Preis hin; schnell hüllte ich mich noch tiefer in meinen Mantel ein und lief vorher erwähnten Stadels zu; die feindlichen Kugeln umschwirrten mich und es wollte mir ein wenig sonderbar zumute werden, dennoch setzte ich meinen Lauf fort, hielt hinter einem jener Stadel ein wenig still, teils um frischen Atem zu schöpfen, teils um mich zu orientieren; dann lief ich weiter etwas rechts hin im Aufblick zum gnädigen Beschützer, eine wundersame Gewalt riss mich fort, ungeachtet der Kugeln fort und fort meinen Kopf umsausten. Instinkartig wich ich mit demselben aus, so oft eine solche vorbeipfiff, was natürlich (im gegebenen Fall) nichts geholfen hätte. Nun machte ich wieder halt und befand

mich keine 80 Schritte vom Feind entfernt. Da sah ich eine Masse Soldaten die Anhöhe herab in aufgelöster Flucht daherrennen. Es war unser Bataillon. Ein Schrecken durchzitterte mich; denn die frühere Drohung wegen Erschiesens trat die Macht in meine Erinnerung und ich dachte, wie leicht könnte einer aus Zorn, vom Feind zurückgeschlagen worden zu sein, seine Rache gegen mich auslassen und so jene Drohung an mir vollführen. Andererseits fühlte ich das Schmäbliche eines solchen regellosen Rückzuges lebhaft mir. So stand ich einige Sekunden da und schritt dann keck auf unsere Soldaten zu, was auch immer daraus entstehen möge. Wie erstaunte ich aber, als ich unsere Leute ganz verdutzt und mit bleichem Gesicht daherkommen sah! Es war mit ihnen eine sichtliche Veränderung ergangen; der Todeschreck hatte sie ergriffen, gedemütigt und mehr erweicht, als durch meine so hart angegriffene Predigt. Der erste, der mir in die Hände lief, war unser Oberst; er schritt immer langsameren Schrittes daher; sein Blick war wirr, das Haupt auf die Brust gesenkt; den Säbel hielt er in der schlaff herabhängenden Hand. Ich wollte mich recht eigentlich unter seinen Schutz begeben vor allfälligen Angriffen auf seine Person und siehe, er selbst bedurfte der Aufrichtung; denn sein ganzes Ich war sozusagen zerschlagen. Ich sagte zu ihm: „Aber, um Gottes Willen, warum fliehen denn die Leute?“ Mit gedämpfter Stimme (wie mit mitleidflehemdem Blick) erwiderte er mir halb achselzuckend, „ja, ich habe nicht mehr gewusst, was sagen und tun, denn die Leute haben nicht mehr standhalten wollen.“ Diese Antwort klärte mir sehr vieles auf. In mir regte sich das tiefe Gefühl des Mitleids mit ihm und auch des Dankes gegen Gott für diese für meine Person wenigstens so günstige Wendung der Dinge. – Wie der panische Schrecken auch andere mit sich fortreißen kann, sah ich bei diesem

Anlass. Es stand nämlich zwischen den erwähnten zwei Stadeln ein Trupp Soldaten, wahrscheinlich eine Vorwache des St. Galler Bataillons, welche durchaus keine Gefahr zu bestehen hatten, indem sie hinter den Gebäuden hinlänglichen Schutz gegen die feindlichen Kugeln fanden. Sowie sie aber unser Bataillon fliehen sahen, machten sie schnell rechtsum und flohen den Abhang hinab mit. – Letzteres sammelte sich unten im Tälchen und zog diejenigen an sich, welche noch oben auf der Höhe verweilten, als es schon den Rückzug angetreten hatte; es wären Jäger, welche den Angriff begonnen und einige Zeit nicht wussten, dass das Bataillon sie im Stich gelassen, bis sie dann auch denselben Weg einzuschlagen sich genötigt sahen, da sie ohne Unterstützung der Kompanie geblieben waren. – Nachdem man sich vom ersten Schreck erholt, dachte man endlich an die Gefallenen. Allein niemand wollte Hand ans Werk legen; jeder fürchtete sich noch vor dem Feind, der übrigens, wie es sich nachher zeigte, schon zurückgedrängt war; von seiten des Bataillons geschah nichts, um die Toten und Verwundeten herbeizuschaffen. Dies ärgerte mich und ich forderte, da immer nur einzelne davon redeten, dass man sie suchen sollte, dagegen sich keiner daran machte, denjenigen Soldaten, welcher die Bannarts trug, auf, mir zu folgen, um die Unglücklichen zu holen. Er zauderte anfangs, indem es, wie er sagte, gefährlich sei, dort hinaufzugehen! Dies machte mich unwillig und ich sagte: „Ich gehe voran, und wenn es nötig ist, will ich mein weisses Nastuch auf die Spitze des Degens stecken dem Feind zu zeigen, dass wir nur friedliche Absichten haben und nach dem Kriegsrecht ist es ja jeder Partei gestattet, ihre Gefallenen zu besorgen.“ Dies wirkte endlich und da ich wirklich vorauslief, folgten mir einige langsam nach. Wir mussten die Gefallenen aufsuchen, da sie auf verschiedenen Punk-

ten zerstreut am Boden lagen. Der erste, auf welchen wir stiessen, war ein Verwundeter; tief auf der Magengegend lag die Kugel. Wir luden ihn auf den entrollten Bangart und trugen ihn bergab bis zu dem Gehölz. Hier ruhten wir von der schweren Last aus und setzten ihn ab. Der Schmerz brannte ihn heftig; er winselte und bog sich vor Qual; das Blut floss nicht wenig, man vermeinte, er würde augenblicklich erblassen. Schon wollte ich ihn durch ein Gebet auf den Tod vorbereiten; da erholte er sich wieder und verlangte dringend nach einem Arzt. Soeben trat ein solcher hinzu; zuerst lautlose Stille drinnen; zuletzt erschien eine Frauensperson und öffnete ein Fenster ängstlich fragend, was es gebe. „Macht die Türe sogleich auf“, erwiderte ich. „Gern“, versetzte sie, „aber tut mir nur nichts zu leide und sorgen Sie dafür, dass das Haus nicht angezündet werde.“ „Gott bewahre“, antwortete ich, „wir kommen in keiner bösen Absicht, sondern möchten nur diesen Verwundeten hier da unterbringen.“ Auf dieses hin wurde die Türe schnell geöffnet und langsam trugen wir denselben durch den Engpass hindurch in die Stube; in dieser standen viele Personen mit verstörten Mienen, die uns etwas zaghaft anschauten; ein Häufchen Kinder wurde sogleich in die Nebenkammer spediert und bald war die Wohnstube in ein kleines Lazarett umgewandelt. Während der Oberarzt seine Instrumente auspackte und überhaupt die nötigen Anordnungen traf, legte ich nach dessen Anleitung Umschläge von kaltem Wasser auf die brennende Wunde des inzwischen auf einen Strohsack Gelegten. Sowie aber der Arzt sich selbst mit ihm abgeben konnte, entfernte ich mich, um die übrigen Gefallenen holen zu helfen. Mein Weg führte mich wieder bei unserem Bataillon vorbei, welches noch auf demselben Platz stand und sich indessen von seinem Schrecken erholt hatte. Man vernahm verschiedenes über

die Affaire. Den Ruf dagegen hörte ich wiederholt und bitter: „Man hat uns in eine Metzg hineingeführt, wo alle hätten niedergeschossen werden können.“ Ich ging weiter dieselbe Anhöhe hinauf, begleitet von einigen Soldaten und mehreren Civilpersonen aus dem Bezirk Albis Affoltern, welche Pistolen mit sich trugen und dem Militär nachgegangen waren, teils um den Ausgang des Kampfes in der Nähe mitanzusehen, teils um, wie sie selbst sagten, irgend welche Hilfe zu leisten. Und gerade jetzt konnten wir ihren Beistand gut brauchen, der zweite Gefallene, welchen sie fanden, war ein Toter; er hatte einen Schuss mitten durch das Herz; der Anblick war abschreckend; derselbe, obschon kaum eine ½ Stunde daliegend, sah aus, wie wenn er schon mehrere Tage verblichen wäre. Wir luden ihn auf unsere Brangart und trugen ihn erhaltener Weisung zufolge in das Trotthaus von Rüti. Als wir mit demselben beim Bataillon vorbeigingen, kamen die Soldaten scharenweise herbei, um ihren Commilitonen zu sehen, mehrere weinten, die meisten waren erschüttert; einer sagte: „Dieser ist auch fürs Vaterland gestorben.“ Offenbar machte der Anblick auf diese Leute einen niederschlagenden Eindruck, der jetzt gar nicht am Platz war; daher bat ich sie, beiseite zu gehen, da dies nichts für sie sei, und sie gehorchten ganz willfährig. - Auf dem Rückweg stand ich eine Weile beim Bataillon still und hörte da den Brigadier Ritter zu unserem Chef sagen: „Herr Oberst, Sie müssen ihr Bataillon wieder vorwärts marschieren lassen.“ Dieser erwiderte kleinlaut: „Dazu bringe ich die Leute weiss Gott noch nicht, ich muss ihnen vorher etwas zu trinken geben lassen.“ Wirklich wurde bald darauf ein kleines Fässchen auf einem Leiterlein herbeigebracht und vor dem Bataillon niedergelassen. Nachher sagte man mir, es habe das Fässchen Schnaps enthalten, damit die Leute zu erfrischen, was sich übrigens durchaus rechtferti-

gen liess unter diesen Umständen. - Ich aber verfügte mich wieder auf das Schlachtfeld (wenn man so sagen darf) und der dritte Gefallene, den wir fanden, war abermal ein Toter; auch ihm hatte die feindliche Kugel das Herz durchbohrt. Wir trugen ihn in das erwähnte Trotthaus. Nun waren meine militärischen Begleiter müde und wollten des Geschäfts der Herbeischaffung der Gefallenen nicht weiter annehmen und verliessen mich; ich stand wieder allein da; nun ging ich auf den Obersten zu forderte ihn angesichts des ganzen Bataillons auf, mir nur einige Soldaten zur Hilfe mitzugeben. Er sah sich schweigend im Kreise der Truppen und sagte etwas Unverständliches. Kein Bein rührte sich, mit mir zu gehen. Da trat ich vor die längs dem Gehölz aufgestellte Kompanie - Scharfschützen hin und bat, es möchten doch auch einige mich begleiten. Ein tiefes Stillschweigen war die einzige Antwort; sie hatten keinen guten Willen, weil ihnen der Mut fehlte. Dies entrüstete mich und ich sagte: „Seht, ich trage kein Schiessgewehr und doch fürchte ich mich nicht, dort hinaufzugehen; ihr aber habt Stutzer und besinnt euch noch, den Gang mit mir zu machen?“ In gerechtem Unwillen entfernte ich mich und stiess zufällig auf einige am Abhang hin- und hergehende Soldaten; diese folgten meinem Rufe und wir fanden wieder einen Soldaten, der durch die Schläfe getroffen war. Wir besorgten ihn auf die angegebene Weise. - Zum vierten Mal verfügte ich mich auf die Anhöhe; da trugen einige, die oben waren, ein Schenkel war ihm von der feindlichen Kugel zerschmettert und am Kinn blutete er aus einer starken Wunde; ich sah ihn mitleidig an und sprach einige Worte zu ihm, er aber antwortete: „Ja, ich bin ganz guten Mutes.“ Viele Wochen nachher starb er im Kantonsspital. - Noch einige mehr oder weniger schwer Verwundete geleiteten wir in unser Lazarett, sodass nun alle Gefal-

lenen aus unserem Bataillon versorgt waren, so viel es an uns lag. Ich fühlte mich stark ermattet von der anstrengenden Arbeit; Körper und Gemüt befanden sich in einer mächtigen Aufregung; daher setzte ich mich in Rütli eine Weile nieder und trank zur Stärkung einige Gläser Obstmost, der bekanntlich letztes Jahr überall in ausserordentlichem Überfluss vorhanden war und auf dem ganzen Feldzug treffliche Dienste leistete. Dieses Gewächs musste in den damaligen Verhältnissen als eine wahre Wohltat Gottes angesehen werden, für welche ihm nicht genug zu danken war. Sowohl dem Militär als den Landeseinwohnern kam es stets wohl zustatten.

Man hat es meiner Teilnahme an der Besorgung der Gefallenen oft viel Wesens gemacht. So äusserte sich einst ein Offizier gegen mich: „Sie haben sich wacker gehalten dort nach dem Gefecht am Rotenberg, Herr Pfarrer.“ – Selbst der Major sagte später zu mir: „Sie haben dort der Gefallenen sich auf anerkennenswerte Weise angenommen und damit ihre erste Predigt wieder gutgemacht.“ „Was Letzteres betrifft,“ versetzte ich, „so nehme ich kein Wort zurück; mit meiner Sorge um die Gefallenen aber wollte ich nur Wort und Tat in Einklang bringen.“ Nichts weiter als menschliches oder vielmehr christliches Mitgefühl und brüderliche Pflicht drängte mich zu meiner Handlungsweise, was an und für sich noch geringen Wert hat und so halte ich selbst von dieser Sache so gar viel nicht. Bald nach dem Rückzug unseres Bataillons wurde der Feind von den wackeren Appenzellern Scharfschützen geworfen, worauf sofort die ganze Brigade die Anhöhe hinauf vorrückte. Daher fand ich bei meiner Ankunft auf dem früheren Platz denselben ganz leer; nur ein kleiner Trupp unserer Soldaten stand noch da; wir gingen nun zusammen die Anhöhe hinauf. Man besah die gefallenen Feinde, die zerstreut umherlagen. Ich sah drei dersel-

ben tot, Männer in den Fünfzigerjahren. Ihr Anblick erschütterte mich. – Hinter dem Weiler Ibikon sahen wir einen jungen, wohlgekleideten Unteroffizier liegen, der fast wörtlich in seinem Blut schwamm; die rechte Hand hielt er gegen den Boden ausgestreckt und hatte mit der Faust ein Büschel Gras gepackt, wie wenn er im Tode noch sich gegen den Feind verteidigen wollte; sein Gesicht war durch Blutströme fast unkenntlich geworden. Wir eilten fort, um unser schon vorausgeeiltes Bataillon zu erreichen. Noch jetzt schauten einige der Soldaten nur mit Scheu nach der wahllichten Bergeshöhe hinauf, als fürchteten sie dort einen Hinterhalt. Wir kamen auch an zwei gesprengten Minen vorbei; deren Wirkung indes nicht sehr bedeutend gewesen wäre. Hierauf erblickten wir eine aus gespaltenem Holz aufgeführte und mit Schiesslöchern versehene Schanze, welche beide diese Ebene umschliessenden Anhöhen verband. Auf's Neue mussten wir staunen, dass diese so äusserst vorteilhafte Position von den Gegnern nicht besser besetzt und besser verteidigt worden war. Allerdings aber war die von unserer Seite heranrückende Übermacht zu gewaltig, als dass an einen auch nur einigermaßen erfolgreichen Widerstand zu denken gewesen wäre. – Wir bogen um die Ecke des Berges rechts und standen alsobald in dem luzernischen Dorfe Meierskappel. Hier wimmelte es von eidgenössischen Truppen; zwei Brigaden unserer Division kreuzten sich auf diesem Punkte. Von einem Feind war keine Spur mehr zu sehen. Dagegen kämpften oben auf der Höhe das Bataillon Beuler (?) mit eidg. Truppen; man sah und hörte Feuern vom Dorf aus. In letzterem herrschte eine grosse Verwirrung; lange wusste niemand, woran man sei. Im Erdgeschoss des dortigen Schulhauses lagen mehrere stark verwundete Feinde auf Stroh; ich sah mich auch nach denselben um; Schmerz und Furcht war auf ihren

Mienen zu lesen. Sie dauerten mich innig in ihrer hilflosen Lage, da sich ihrer niemand annehmen wollte, am wenigsten ihre Leute, welche sich eben auf dem Rückzug befanden. – Mit einer Schar unserer Soldaten lief ich in ein Tobel hinab, wo eine Mühle lag und unsere Wege sich begegneten. Hier waren gewaltige Verhaue angebracht von Baumstämmen, Steinen, die jetzt natürlich nichts mehr nützten. Von da gelangten wir auf eine Anhöhe, wo unsere Bataillone Halt gemacht hatten. Wer etwas zu essen und zu trinken hatte, verschlang es, wer nichts besass, musste sich der Zukunft getrösten; ich gehörte zu den Letzteren. Auf diesem Platze traf ich auch mit zwei zürcherischen Feldpredigern zusammen. Wir hatten uns jedoch kaum recht begrüsst, als unser Bataillon wieder aufbrach die Anhöhe hinunter. Von einer Strasse war nichts zu sehen, sondern es ging jetzt über Wiesen und Äcker, durch Hecken und Bäche, bergauf und bergab. Es war ein ziemlich ermüdender Marsch, besonders bei leerem Magen und nach der Anstrengung des Vormittags. In einem Hause auf der Höhe liessen wir uns Äpfel geben, welche mit Gier von uns verschlungen wurden. Nach unserem Mahl marschierten wir über Berg und Tal; die Gegend war uns allen gänzlich fremd, sodass der Feind uns eine artige Schlappe hätte beibringen können, wenn er standgehalten hätte. Wir wurden indes seiner nie mehr ansichtig und gelangten endlich abends 3 Uhr auf den Kiemen, einem oberhalb Imensee gelegenen Bergeshöhe. Dieser Kiemenberg zieht sich nördlich längs dem Zugersee hin, ist oben mit dichter Waldung besetzt und hat an der Stelle, wo wir standen, einen sanften Abhang mit etlichen Häusern und vielen Obstbäumen. Von der südwestlichen Seite aus genoss man eine freie Aussicht in die Gebirgswelt, deren Vordergrund der Rigi bildete, sowie auf den Vierwaldstättersee; zwischen uns

und dem Rigi liebt ein anmutiges Tal; da unten erblickten wir von einem am Rande angebrachten Gemäuer aus unseren Kompanien, Schwyzer Scharfschützen, die auf einer kleinen Anhöhe unweit von der Telskapelle bei der hohlen Gasse Posto gefasst hatten; so wie sie unser, die wir hier ganz ruhig und gemächlich in die Tiefe hinunterschauten, ansichtig wurden, traten einige derselben gegen den Fuss des Kiemen hin und sandten Schüsse zu uns herauf. Wir aber glaubten uns in der so bedeutenden Entfernung völlig sicher und machten nicht Miene, zurückzugehen. Als aber ein Soldat durch die Hand verwundet wurde, und die Kugeln uns zu umschwirren begannen, waren wir genötigt, ein wenig rückwärts zu weichen, doch so dass wir den agierenden Feind stets im Auge behielten. So verging etwa eine halbe Stunde. Inzwischen rückten auch die übrigen drei Bataillone unserer Brigade an. Das unsrige hatte nämlich auf dem ganzen Feldzug den Vorpostendienst und musste daher stets vorn marschieren. - Nun liess sich plötzlich in dem Tal unten ein dumpfes anhaltendes Gerassel hören und bald darauf drang ein lautes Jubelgeschrei in unsere Ohren. Als wir uns wieder dem Rand des Berges näherten, um hinabzuschauen, was es drunten gebe, sahen wir, dass die feindliche Artillerie aufgefahren war, worüber jene Scharfschützen eine so laute Freude kundgegeben hatten. Kaum verflossen einige Minuten, als der erste Kanonenschuss zu uns heraufdröhnte. Die Kugel schlug zwischen den Häusern in den Boden. Jetzt wurde unser Bataillon hinter einen Hügel zurückgezogen; denn es war für dasselbe die grösste Gefahr vorhanden, indem das feindliche Feuer auf keine Weise von unserer Seite erwidert werden konnte. Ich selbst begab mich hinter das zunächst liegende Haus, wo bereits einige Thurgauer Soldaten Schutz gesucht hatten. Die feindliche Kanonade wurde ziem-

lich lebhaft und im Ganzen verfehlte sie das Ziel, nämlich den weiten Platz, wo die Truppen sich anfangs gelagert hatten, nicht; dagegen war es kaum möglich, einzelne Milizen zu erreichen. Viele der Zwölfpfünder flogen über das Dach, unter welchem ich stand, seitweg und hinter uns auf die Erde. Sooft eine solche Kugel kam, liess sich ein Tosen und Zischen wie von vielen Raketen vernehmen; jedes Mal duckten wir uns, was eigentlich ganz überflüssig war; allein es trieb einen unwillkürlich dazu an. Etwa 10 Schritte von mir links schlug eine Kanonenkugel in den Stamm eines dicken Baumes und zerschmetterte denselben zu zwei Drittteilen, fuhr dann in den Boden und riss denselben in einem tiefen Geleise auf, drang in den eichenen Balken eines nahe stehenden Viehstalles, schlug einer Kuh beide Vorderbeine ab, glitt dicht über den Kopf einer nahe ihr stehenden Ziege hin und sass endlich in einem Balken an der gegenüberliegenden Wand fest. Ich führe dieses Faktum, von welchem ich selbst auch Zeuge gewesen bin, an, damit man sich einen Begriff von der furchtbaren Gewalt der gegen uns gerichteten Kriegesgefahr bilden kann. Das so verunglückte Rindvieh wurde dann anfangs der Nacht von Thurgauer Soldaten abgeschlachtet und für ihr Bataillon Saukesseln zubereitet zu einer schmackhaften Mahlzeit. Ich musste mich dabei begnügen, das Fleisch im Topf sieden zu sehen; doch wärmte mich das unter demselben angezündete Feuer in dieser kühlen Nacht. Wir mochten etwa eine kleine halbe Stunde dem feindlichen Kanonenfeuer ausgesetzt gewesen sein, als endlich auch unsere sehnlich erwartete Artillerie den Berg herauf angesprengt kam; sie hatte einen weiten und sumpfigen und beschwerlichen Weg von Meierskappel auf den Kiemen zu machen gehabt, daher ihre etwelche Verspätung. Schnell wurden nun die Kanonen aufgeprotzt und schon nach wenigen Mi-

nuten flog der erste Zwölfpfünder- schuss in das Tal hinab, einen fast nicht endenden Widerhall in den nahen Gebirgen hervorrufend. So beschoss man sich gegenseitig ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden, bis die anbrechende Nacht dem Feuern ein Ende machte. Nach- her erst erfuhren wir, dass unsere Artil- lerie eine feindliche Kanone demontiert und eine Kugel einem Kanonier den Arm abgeschlagen, weswegen auch unsere das letzte Wort hatten, indem die gegnerischen infolge des erlittenen Unfalls gut gefunden, zu schweigen; auch machte wie gesagt der inzwi- schen eingetretene Spätabend dazu beigetragen haben. -

Nun war ich begierig, zu wissen, wo wir denn diese Nacht zubringen wür- den; da gar keine Anstalten gemacht wurden, unser Bataillon in ein Stand- quartier zu führen, um auf Betten sich legen zu können. Bald jedoch sollte ich darüber belehrt werden. Hier, auf dem Rasen des Kiemenberges, hiess es, sei heute unser Nachtlager. Dies kam mir ganz wunderbarlich und fast unglaub- lich vor; aber jeder Zweifel schwand, als ich die Soldaten in die nahe ste- henden Gaden hinein sah, um ganze Schober von Heu und Stroh zu holen; diese breiteten sie dann auf dem Bo- den aus; Die Flinten wurden in Pyra- miden gestellt, Tschokko und Patro- nentaschen samt Säbel daran gehängt und jeder machte sich sein Bette im Stroh zuweg so gut als möglich; da war, ich sah es jetzt deutlich, auch für mich keine andere Wahl, als in diesem Biwak zu bleiben, was mir denn doch um der Kuriosität willen einige Freude gewährte. Dagegen mochte ich nicht schon von Abends bis 6 Uhr Morgens auf dem feuchten Boden liegen und beschloss, mich des Schlafes so lang als möglich zu erwehren. Zu diesem Beschluss schlenderte ich auf dem Platz herum, bald da bald dort stillste- hend, oder mich mit jemandem unter- haltend. Nun klopfte aber ein wohlbe- kannter Gast bei mir an – nämlich

Hunger mit seinem Bruder, dem Durst; da war freilich guter Rat teuer, denn die Eidgenossenschaft hatte uns noch keine Mundrationen auf den Kiemen zugeschickt und in meiner Tasche lag wohl Geld, aber keine einzige Brosa- me, die klingende Münze kursierte hier oben nicht und um keinen Preis würde man sich haben Lebensmittel kaufen können. Ich musste mich einstweilen in mein Schicksal ergeben, was umso eher geschehen konnte, als die meis- ten dieses Los mit mir teilten. Zwei un- serer Ärzte samt einigen Offizieren kamen auf mich zu und klagten mir dieselben Umstände. Nun trat ein Bür- gersmann aus dem Kt. Zürich zu uns, während wir ratschlugen, wie wir zu etwas kommen könnten, und machte sich anheischig, uns in ein nahe ge- legenes und ihm wohlbekanntes Wirts- haus zu geleiten; mit Dank nahmen wir sein Anerbieten an und wanderten durch die finstere Nacht einige 100 Schritte weit; wir standen vor einem stattlichen Wohngebäude, aus wel- chem uns aber kein einziger Lichtstrahl entgegenblinkte, unser Führer schreitet auf die Haustür zu; sie war verschlos- sen; man rief laut und wiederholt; keine Antwort, jener versicherte, vor kaum einer $\frac{1}{2}$ Stunde bei den Bewohnern gewesen zu sein. Unverrichteter Dinge wollten die meisten nicht abziehen; sie beschlossen daher, die Tür etwas un- sanft zu öffnen, einige ergriffen einen Sparren und stiessen mit demselben oft gegen dieselbe; es war mir dabei etwas unheimlich zumute und es regte sich in meinem Innern leise das Ge- wissen; ich ging mit mir selbst zu Rate, ob ich bleiben oder gehen sollte. Ehe es jedoch zu einem definitiven Ent- schluss kam, stand die Türe schon ge- öffnet und einer nach dem andern trat in das Haus, auch ich schlüpfte, von der Gewalt des Selbsterhaltungstrie- bes unwiderstehlich gezogen, mit hin- ein; es war stockfinster drinnen, der Führer macht Licht und wir begaben uns in die Wohnstube; dieselbe musste

vor kurzem von den Bewohnern verlassen worden sein; denn auf dem Tisch lag noch ein eben gebrauchtes Kartenspiel, eine Mass mit einem Rest von Most und ein Stück Brot. Einige Schubladen standen noch offen, deren Inhalt in der Eile mit fortgenommen worden war. Ich setzte mich mit einigen auf eine Bank, während andere in Küche und Keller Visiten abstatteten; bald brachten sie Obstmost, Käse, Brot und einen Kratten voll Nüsse. Jeder liess es sich trefflich schmecken. Jedoch begnügten sich etliche damit nicht, sondern suchten überall und fanden einen Tornister, der einem inländischen Militär gehörte; derselbe wurde seiner Habseligkeiten entledigt; doch nahm einer nur ein Schächtelchen natürlicher Stahlfedern mit sich, dazu einen Kaput, der ihn Ermangelung eines eigenen dienen sollte. Diese Art von Plünderung wollte mir nicht gefallen, ich konnte indes nichts dagegen ausrichten. - Nachdem wir uns gesättigt hatten, stand ich vom Stuhle auf und sagte laut: „Gerne würde ich dem Eigentümer des Hauses das Genosse mit Geld bezahlen, da er aber nicht anwesend ist, so muss ich mich wohl damit begnügen, hiermit meinen Dank dafür abzustatten.“ Ich tat diese Äusserung gleichsam zur Rechtfertigung vor den Anwesenden und vor mir selbst.

Nun traten wir unsern Rückweg zum Biwak wieder an; die ganze Brigade lag bereits in tiefem Schlaf auf dem Stroh am Boden; es herrschte eine lautlose Stille, niemand hätte geahnt, dass hier über 3000 Mann liegen. Der Monde erhellte allmählich die Nacht; Wachtfeuer durften nicht angezündet werden, damit der Feind nicht abermal seine Kanonen auf diesen Platz richten könne. Ich spürte noch keinen Schlaf und hatte daher keine Lust, mich niederzulegen, ich ging unaufhörlich hin und her, meine einzige Beschäftigung bestand darin, Cigarren zu rauchen, auch wurde bisweilen ein tiefer Zug zur Erwärmung aus der umfangreichen

Branntweinflasche unseres Oberarztes getan. Die wenigen umliegenden Häuser waren mit Ausnahme eines einzigen von ihren Bewohnern verlassen worden, aus Furcht vor den anrückenden eidg. Truppen, von denen sie unbegründet keine gute Meinung haben mochten. Die niedrige Stube des letzten Hauses war dicht gedrängt voll von Offizieren und Soldaten; ein dichter Tabakrauch in verschiedenem Parfüm machte den Aufenthalt unangenehm, daher entfernte ich mich bald wieder daraus an die frische Luft. Man glaubte sich auf einen nächtlichen Angriff des Feindes gefasst machen zu müssen; daher wurden überall zahlreiche Wachtposten aufgestellt und ein Teil der höheren Offiziere blieb fortwährend auf den Beinen; indes geschah nichts dieser Art. Nur einmal, gegen Mitternacht, gab ein Wachtposten, der etwas Unrichtiges zu wittern vermeinte, ein Zeichen, auf welches sofort der dumpfe und leise Ruf: „Auf!“ in die ganze Brigade hinein ertönte; wie auf einen Zauberschlag erhoben sich plötzlich die Tausende wie ein Mann aus ihrem Schlummer und standen im Nu mit Wehr und Waffen da. Allein es war nur ein blinder Lärm gewesen und sogleich konnten die Truppen sich wieder aufs Ohr legen. Von da an wurde man nicht weiter beunruhigt. - Nach 12 Uhr fing es mich an zu frösteln und schläfrig zu werden, zudem gingen die Stunden entsetzlich langsam dahin; daher legte ich mich endlich auf ein noch leeres Plätzchen aufs Stroh am Saum einer Brigadeabteilung nieder und bedeckte mich mit meinem Mantel; aber der Schlaf wollte sich nicht recht einstellen, und immer mehr teilte sich die Feuchtigkeit des Bodens meinem Körper mit. Daher stand ich bald wieder auf und suchte mich durch anhaltende Bewegung zu erwärmen. Ich befand mich bei dieser Methode recht gut; an Mitspaziergängern fehlte es mir. So schlichen wieder einige Stunden dahin. Da empfand ich abermal das Bedürfnis

nach Schlaf und trat deshalb in eine nahe gelegene Scheune, wo ein Haufe Soldaten sich längst gebettet hatten; ich schritt über ihre Leiber hin und liess mich aufs Geratewohl zwischen zweien nieder, wo es so friedlich war. Kaum aber konnte ich da eines leichten Schlummers geniessen; denn bald trat dieser, bald jener einem auf den Körper und an mancherlei Störungen fehlte es überhaupt nicht. Daher zog ich mich auch von diesem Ort wieder zurück und suchte das Freie auf. Es nahte inzwischen die Morgendämmerung. Die ganze Brigade musste sich bereithalten. Alles ging mit erstaunenswerter Stille vor sich. Unser Bataillon samt dem St. Gallischen zog sich den Berg hinunter in ein enges Tal und von da ging es auf eine mässige Ebene, die hinter Hügeln und Waldungen verborgen lag. Noch immer hegte man vor einer feindlichen Attacke Besorgnis und war darum auf der Hut. - Mit Tagesanbruch horchten wir gegen Gisikon und Luzern hin; ob sich der gestern abgebrochene Kampf heute etwa erneuere, indem uns von dem Ausgang des Gefechtes an ersterem Ort noch keine zuverlässige Nachricht zugekommen war; vor Luzern aber, so mutmasste man, werde der letzte Entscheid vor sich gehen und Kommandatur müsste denselben zu unsern Ohren bringen. Allein es blieb alles ruhig. Nur von der Höhe über Udligenschwil hin liessen sich einzelne Flinteschüsse hören, die indes von keiner weiteren Bedeutung waren. - Auf der genannten Ebene mochten wir etwa 2 Stunden gestanden haben, als die Kunde kam, dass Luzern von den eidg. Truppen besetzt worden sei; zugleich wurde den Soldaten gestattet, aus den benachbarten Wohnungen Lebensmittel zu verschaffen, für welche dann so genannte Bon oder Gutscheine ausgestellt wurden. Nun fing es an, äusserst lebhaft zu werden, unser Bataillon musste sich auf eine waldichte Höhe hinaufziehen, um gegen einen allfälli-

gen Feind den Vorpostendienst zu versehen. Die St. Galler dagegen machten sich ans Kochen und zeigten dabei eine mich ergötzenswerte Gewandtheit; um das noch nie gesehene Schauspiel in der Nähe zu beobachten, verweilte ich in ihrer Mitte. Da eilten die einen in die Viehställe und melkten die Kühe, die andern hieben im Wald Holz, um Stangen daraus zu verfertigen, an welche die Kessel aufgehängt wurden; bald prasselten eine Menge Feuer unter denselben, wieder andere besorgten das Abschlachten des Viehs, wovon das Fleisch für ganze Kompanien in ungeheuren Sennkesseln gesotten wurde durch einen Soldaten, der in einem vollständigen Kochhabit dastand; noch andere gingen auf Erdäpfel aus und rüsteten sie für die Töpfe zu. Der ganze Platz glich einem einzigen unabsehbaren Kochherd. Mit dem Garwerden der Speisen nahm man es so genau nicht, sondern sie wurden genommen, sobald sie nur einigermaßen geniessbar schienen; Tische von Brettern auf Pfählen wurden aufgerichtet; um jeden Topf war eine bestimmte Anzahl Soldaten versammelt; man ass und trank mit Heisshunger, auch grünes Obst und Gemüse wurde herbeigeschafft. Mit vieler Zuvorkommenheit wurde mir von dem militärischen Geköch dargereicht und dankbar genoss ich davon; denn weit 24 Stunden war nichts Warmes mehr in meinen Magen gekommen. Unter den gegenwärtigen Umständen schmeckte es mir trefflich. - Während man sich so labte, wurde ein Trupp Landstürmer vorbeigeführt, die von dem schwyzerischen Militärkommando entlassen in ihre Gemeinden zurückkehren wollten und von unseren Wachtposten in Empfang genommen worden waren. Man hatte einzelne wie Vieh mit kleinen Seilen gebunden und trieb sie unter Flüchen vor sich her; auch an tätlichen Misshandlungen fehlte es nicht. Von den Soldaten bedauerten die einen deren Traktierung, die andern dagegen ga-

ben dazu ihren Beifall. Ich selbst konnte mich nicht enthalten, einige missbilligende Äusserungen darüber fallenzulassen. Unser Major nahm nun ein Verhör mit den Gefangenen auf, währenddessen sie ihm alles, was in ihren Taschen waren, ausliefern mussten; davon steckte er nun die Amulette, Rosenkränze und Gebetbüchlein, zu welchen Gegenständen er eine besondere Vorliebe hatte, zu sich, als ob es niemand bemerken sollte; ich aber hatte es gar wohl bemerkt. Da sich die Inquirierten hinlänglich auszuweisen vermochten, wurden sie ohne weiteres von ihren Stricken entbunden und unter einigen Verwünschungen in ihre Heimat gelassen.

Nicht lange nach diesem Zwischenakt erblickten wir über die Ebene drei Reiter traben dem uns jetzt gegenüberliegenden Kiemen zu, auf welchem unser Brigadier als in seinem Standquartier zurückgeblieben war; jene Reiter trugen ein jeder ein weisses Fähnlein, wodurch sie sich als Parlamentäre kenntlich machten. Sie kamen von Küssnacht und ohne Zweifel in höherem Auftrag, um mit jenem zu unterhandeln. Vom Berge herab gingen ihnen, soweit wir es aus der Ferne bemerken konnten, einige Personen eine Strecke weit entgegen. Nach kurzer Unterredung kehrten die Parlamentäre wieder zurück. Bei unsern Truppen aber erweckte die Erscheinung derselben eine lebhaftere Freude; denn jetzt schien es mit der Schliessung des Friedens alle Gefahr und jeder Kampf für sie verschwunden. Da schlug manches Herz wieder ruhiger und Vieler Brust atmete freier. - Es war inzwischen Mittag geworden; von dem in der Tiefe abgeschlachteten Vieh wurden nun auch die benötigten Stücke hinaufgetragen zu unserem Bataillon, das bisher noch nichts genossen hatte. Die Soldaten zogen jetzt zerstreut auf einem waldigen Bergrücken weiter, bis wir auf eine schöne Anhöhe dicht ob Küssnacht gelangten. Hier wurde nun

auch gekocht, gesotten und gebraten. Dabei war jedoch nicht die so wünschbare Sparsamkeit mit den Lebensmitteln wahrzunehmen, sondern manches wurde unnötigerweise vergeudet und weggeworfen. - In dieser Beziehung war es für mich auch nicht erbaulich, später vernehmen zu müssen, wie dieser oder jener höhere Offizier einen tüchtigen Rausch gehabt, oder wie einmal einer der unsrigen einen Glarner Offizier unter den Tisch getrunken habe! - Solches gehörte scheinths mit zum Soldatenleben. Von unserer Anhöhe herab, welche uns dem Rigi noch näher als gestern auf dem Kiemen gebracht hatte, sahen wir auf die Strasse zwischen Immensee und Küssnacht hinunter; nun marschierten auf derselben mehrere Schwyzertruppen mit einer vorzüglichen Feldmusik hin und her; dies kam unseren Offizieren verdächtig vor, daher jene wiederholt „Halt!“ zugerufen wurden, woran sie sich nicht wenig kehrten. Da trat einer den unsern auf einen etwas tiefer gelegenen Vorsprung vor und donnerte ins Tal hinab: „Verräter seid ihr, während eines Waffenstillstands dürfen keine Truppenmärsche stattfinden.“ Jetzt standen die also Angerufenen still; mehrere von unsern Offizieren eilten den Hang hinunter; von dem Gegenpart traten ihnen auch einige entgegen; beide Teile unterredeten sich unten auf der Matte und begaben sich sodann nach Küssnacht hinein. Das Ergebnis der beiderseitigen Unterhandlungen ging endlich dahin, dass jene Schwyzertruppen sich ihr Standquartier an die Telskapelle zurückziehen musste, wo sie bis nach völligem Austrag der Sache und der Schliessung des Friedens mit dem Kanton verblieben.

Der Abend rückte allmählich heran und es war keine andere Aussicht vorhanden, als dass wir wieder biwakieren müssten. Unsere Soldaten zogen sich von dem bisher besetzt gehaltenen Abhang gegen den Wald hin zurück,

verteilten sich in einer langen Linie auf unserem Punkt, um den Berg gehörig bewachen zu können. Wo wollte ich mich hinwenden, um die Nacht zuzubringen? Da forderte mich der Oberarzt auf, mit ihm zu gehen, indem er bereits ein Wohnhaus ausfindig gemacht habe, wo es sich doch immerhin ordentlicher übernachten lasse als draussen unter freiem Himmel. Nach wenigen Minuten schon traten wir in dieses Haus ein. Es hiess Gadenenhof. Der Besitzer war ein wohlhabender Bauer und er musste uns wohl oder übel unter seinem Dach aufnehmen. Bald setzten sich noch andere Offiziere zu uns. Der Bauer brachte prächtigen Most, und hinter einem steinalten runden, in der Hälfte oft auseinander fallenden Tisch tranken wir mit Begierde. Weitere Lebensmittel waren hier nicht zu haben, wenigstens sahen wir nichts dergleichen. An dem hochflammenden Wachtfeuer kochten die Soldaten draussen ihr Fleisch; da erbarmte sich doch einer unter denselben unser und brachte uns eine kräftige Portion Suppe, von welcher wir solange assen, bis uns das auf ihr herumschwimmende Fett widerstand. Man ass aus einer Schüssel und mit einem Löffel, den man im Kreise herumgehen liess. Nachher erhielt jeder auch ein Stück Fleisch, welches in Ermangelung von Tellern auf ein Stück Brot gelegt und dann mit demselben und ohne Gabel verzehrt wurde. - Unter mancherlei Gesprächen nahte die späte Nacht, immer mehr Gäste fanden sich bei uns ein, gegen Mitternacht wurde der Fussboden mit Stroh belegt und einer nach dem andern legte sich hin zum Schlaf; ich war mit dem Oberarzt einer der Letzten, denn mir wollte es nicht recht behagen, in den Kleidern mich aufs Stroh zu werfen. Zuletzt überwältigte mich aber doch der Schlaf, ein kleines Plätzchen war für meine Person noch offen; es lagen etwa 16 Personen in diesem engen Raum neben- und durcheinander. Je-

der machte es sich so bequem als es die Lokalität gestatten mochte. Es dauerte lange, ehe alle im Schlaf lagen, denn oft wurde die Türe auf – und zugeschlossen. Auch konnte ich hier wieder manchen interessanten Unterredungen beiwohnen.

Wie schon früher einmal nämlich, so bemerkte einer – ich weiss nicht mehr wie – das nächtliche Gespräch wieder auf den leidigen 6. Sept. 1839 und erzählte, dass seine Gemeindegossen ihn genötigt hätten, den Zug in die Stadt mitzumachen. „So“, fiel lachend ein anderer ein, „so, hat man damals auch dich zum Narren halten können!“ „Leider ja“, versetzte jener, „dagegen war es auch schön, als unser Bataillon an demselben Tag so energisch auftrat und nicht tun wollte, was die provisorische Regierung von uns verlangte. Jetzt könnte man mich nicht mehr so fangen wie damals. Ja,“ fügte er bei, „wenn es sich einmal wirklich um die Religion handelte, dann wäre ich der erste, der für sie sich erheben würde, aber am 6. Sept. war es nur Blendwerk und Schurkerei.“ In dieses Schlussurteil stimmten die noch Wachenden aufs kräftigste ein. Es juckte mich fast auf der Zunge, auch meine Ansicht über die Begebenheiten des Jahres 1839 aufzuzeigen, aber ich musste merken, dass man mir hier abermal nur eine Falle habe legen wollen, um dann recht umbarmherzig über mich herfallen zu können und dazu hatte ich keine Lust, überdies war für Belehrung weder Zeit noch Ort; deswegen schwieg ich mausstill und stellte so meine Betrachtungen im Stillen darüber an. Nur zwei Fragen wären, wie mir schon beim Anhören des Gesprächs schien, an den ersten Sprecher wohl nicht ganz überflüssig gewesen, nämlich, was er denn eigentlich unter Religion verstehe und wie weit es in den Angriffen auf dieselbe kommen müsste, bis er sich zu ihrem Verteidiger aufwerfe. Doch, wie gesagt, ich zog Stillschweigen vor, und habe gut

daran getan. Bei einem ähnlichen Anlass konnte und wollte ich nicht schweigen, sondern sprach meine Überzeugung unumwunden aus, ungeachtet ich nie auch die leiseste Unterstützung fand, vielmehr stets grossen Gegnern gegenüber stand.

Der Schlaf in dieser seltsamen Stätte dauerte nur einige Stunden, denn schon um 5 Uhr gingen Militärs ab und zu, welche bald beim Oberst, bald beim Quartiermeister Geschäfte abzutun hatten; gegen 6 Uhr war daher schon alles auf den Beinen; die einen gähnte sich aus, die andern rieben sich die Augen, dritte säuberten ihre Kleider vom Lagerstroh, welches sofort zu Seite geschafft wurde, um Platz zu gewinnen.

Nun war die grosse Frage, was und wie wir frühstücken könnten. Da wusste wider Erwarten unser Hauswirt, der immer eine halb ängstliche Miene machte, aber dienstfertig aus der Stube in die Küche und in den Keller eilte, und aus der Vorratskammer seine Gäste zu bedienen. Bald dampfte aus einem Milchkrug der braune Kaffee mit Milch vermischt; in die wenigen vorhandenen Tassen oder Beckeli musste man sich bestmöglich teilen, die Sackmesser der Anwesenden vertraten die Stelle von Gabeln und Löffeln; denn auch an Brot fehlte es nicht ganz. Nach dem Frühstück beeilte sich jeder aus der dumpfen Stube weg ins Freie, um frische Luft zu atmen; inzwischen waren die Wachtfeuer erloschen; ein heller, kühler Morgen kündigte einen schönen Tag an, der wirklich, teilweisen Nebel ausgenommen, uns auf hohem Berg Biwakierenden erfreute. Sonst gestaltete sich das Leben hier oben sehr einförmig und langweilig; wir meinten oft, der Divisionär habe unser Bataillon völlig vergessen; zudem kamen uns nur spärliche Berichte von den weiteren Begegnissen und Erfolgen des Feldzugs zu; tief unten im Tal sahen wir schwyzerische Schildwa-

chen auf- und abgehen; in dem bei der Tellskapelle gelegenen Wirtshaus war der Sammelplatz eines feindlichen Bataillons unter Oberst Hedinger; ob auf den Waffenstillstand mit dem Kanton Schwyz Friede oder Feindseligkeiten folgen würden, wusste man bei uns noch nicht. Deswegen waren auch unsere Soldaten wohl auf der Hut; besonders zur Nachtzeit wurden starke Wachposten nach allen Seiten hin ausgestellt. Nichts desto weniger begaben sich Offiziere oft nach Küsnacht hinab, scheints um zu hören, wie die Sache stehe, teils um sich gehörig zu restaurieren. Einst wurde unserem Oberst ein Billet von zweien derselben überbracht durch Drittmannshand, aus welchem man schliessen musste, dass sie am genannten Ort von Schwyzer Soldaten gefangen genommen worden seien. Unwillig sagte der Oberst: „Ich dachte es doch, dass es so gehen würde, die Herren sind ganz selbst schuld daran!“ Nachher erwies es sich jedoch, dass die Sache so gar gefährlich nicht gewesen war; die vermeintlich gefangen gehaltenen trafen noch am selben Tag gesund wieder bei uns ein.

Ich meines Teils wusste oft nicht, was anfangen, so langsam schlichen die Stunden hin und dazu noch die langen Nächte! Den grösseren Teil des Tages hielt ich mich in der qualmvollen Stube auf, wo meistens geraucht, oft gesungen, auch gespeist wurde, wenn etwas zu haben war. In letzteren Hinsicht zeichnete sich der Quartiermeister dadurch aus, dass er immer Ingredienzen zu verschiedenen Gerichten aufzutreiben wusste, wo sonst niemand etwas derartiges witterte. So bereitete er uns einmal als Mittagessen vortreffliche Omeletten, welche selbst auf einer königlichen Tafel Beifall gefunden hätte, dabei versah er sich mit einem Vorschurz, zog die Uniform aus und stand am Kochherd, ohne dass jemand etwas ahnte; hatte er das Geköch fertig, so brachte er es mit einem Lächeln in

die Stube, wo die Hungrigen sein selbst gefertigtes Gericht jubelnd entgegennahmen; jedoch musste abteilungsweise gegessen werden, weil nur eine kleine Portion auf einmal gerüstet werden konnte; dabei versahen Stücke Brotes die Teller, wie mit dem Fleisch geschah. Das süsse Mostgetränk stand während dieser frugalen Mahlzeit in einem Mehlkübel auf dem Tisch; schwamm auch hin und wieder ein Strohalm in dem ungewöhnlichen Gefäss, so nahm man es gar nicht genau, weil nur ein oder wenige Gläser vorhanden waren, so machten sie die Runde; zuerst schöpfte der Oberst oder dann der Nächste aus dem Kübel mit dem Glas, trank und reichte es dann seinem Nachbar; so ging es fort, biss alle getränkt waren, was unter schallendem Gelächter geschah.

Ein andermal brachte der Quartiermeister eine ordentliche Anzahl von Flaschen mit vortrefflichem Wein samt Würsten und andern Erfrischungen; sie waren von Küssnacht heraufgeholt worden; ein Knabe als laufender Bote verrichtete für die Notbedürftigen unter uns Commissionen an Lebensmitteln oder auch Luxusartikeln; auf diese Weise versahen sich die meisten mit Tabak, Cigarren und Ähnlichem; dabei war man auch nicht wählerisch, sondern nahm, was kam; so z.B. wurden Cigarren von einer Sorte geraucht, die man bei Haus unter den Tisch geworfen haben würde; auf dem Berg der Entbehrungen schmeckten sie unvergleichlich. Der gespendete Wein – ob ihn die Eidgenossenschaft oder wer bezahlt hat, weiss ich zu Stunde noch nicht – wurde bis auf den letzten Tropfen getrunken und beurkundete seine Wirkung an etlichen auf ganz sichtliche Weise; denn es fing an zu kneipeln, indem mancher seinen Nachbar kaum mehr vor sich sah; ein ziemlicher Nebel war in vieler Köpfe gestiegen. Deswegen wich ich aus und ging nach einer andern Stube des Hauses, wo die Soldaten sich eine Stätte bereitet

hatten; hier wurde vom Bataillonschneider geflickt, was zerrissen war; ich ergötzte mich oft an den Gesprächen der ab- und zugehenden Soldaten; manchmal aber hatte ich taube Ohren und das war bisweilen nötig; sonst behandelten sie mich hier mit vieler Zuvorkommenheit und Freundlichkeit. Während ich dasass, kam ein Offizier mit einem Bulletin der ehemaligen Staatszeitung in der Hand herein und las es allen vor; es enthielt den Bericht eines siegreichen Gefechtes der Freiburgertruppen gegen die Waadtländer; der Offizier hielt das Datum des Bulletins für irrig, da ja Freiburg damals schon übergegangen sei; nun meinte er, in Luzern habe man diese Fälschung absichtlich gemacht, um die Leute daselbst zu ermutigen. Daher rief er zu mir gewandt: „Da sieht man, war für infame Lügner die Herren in Luzern gewesen sind. Ist es nicht schändlich, das Volk so zu hintergehen?“ Ruhig erwiderte ich: „Wenn dem wirklich so ist, dann ist's allerdings verwerflich.“ Später aber erkannte ich, dass das Bulletin doch das richtige Datum getragen hatte. Der Offizier wollte mich in den Augen der Anwesenden einer Probe aussetzen, ob ich den erwähnten Bericht gutheissen oder tadeln würde. Soviel Zartsinn und Schlechtigkeitsgefühl erfuhr ich! Des Nachmittags begab ich mich allein ins Freie und schlenderte auf den waldichten Anhöhen herum; ohne zu wissen wohin, dagegen voller Sehnsucht nach Ablösung von diesem Berge. Gewöhnlich lenkte ich meine Schritte zu einem Wachposten hin, der aus einem bedeutenden Trupp von Soldaten bestand und fortwährend ein Feuer unterhielt, an demselben zu kochen und sich zu wärmen, wozu sie teils im Wald Holz fällten, teils unserem Hauswirt dürre Scheiter vom Hause wegnahmen, worüber er sich beim Oberst bitter beklagte; der ihm sofort Recht verschaffte. - Die Inhaber eines solchen Wachpostens hatten eben auch Man-

gel an Beschäftigung; gewöhnlich lagen sie im Kreis um dasselbe Feuer und ich unter ihnen, da wurde dann Verschiedenes geschwätzt und zwischen hinein so arg geflucht, dass ich mir eine Missbilligung darüber auszusprechen erlaubte. Einer von ihnen sagte: „Der Pfarrer hat aber auch recht.“ Mein Eingreifen half eine Weile, bald aber liessen sich noch ärgere Schwüre hören, sodass ich erfahren musste, es sei da wenig auszurichten.

Zum Zeitvertreib schossen die Soldaten nach einem als Ziel gerichteten Brett aus ihren Ordonnanzflinten, was ihnen jedoch höheren Ortes bald untersagt wurde, da dieses unnötige Schiessen zu gefährlichen Missverständnissen in der Nähe und Ferne hätte führen können. - Dann wieder gruben sie tief in die Erde, schütteten ein ordentliches Quantum Patronen hinein, bedeckten die Öffnung mit Grund und Steinen, die sie zusammenstampften; dann wurde angezündet und unter dem Jubel der Zuschauer flog die Mine hoch in die Luft.

Mit dem herniederbrechenden Abend ging ich auf eine andere Seite des Biwaks, so die Feuer in Menge schon prasselten und die Kessel sotten Fleisch und Gemüse. Bereitwillig teilte man mir von dem bekannten Geköch mit und ich ass mit Appetit. - Etwas weiter gegen das Tal hinunter standen mehrere Stadel, in denen Fütterung für das Vieh während des Winters aufgespeichert lag und die verschlossen waren. Da sah ich nun, wie Appenzeller Scharfschützen herbeieilten; die einen rissen vom Holzwerk weg, andere erbrachen die Türe mit Gewalt, worauf ihre Kameraden hineinstürzten und Stroh, Heu und brennbares Material haufenweise wegtrugen, um solches für Nachtlager und für Feuerung zu benützen. Während dies geschah, sah eine Mutter mit ihrer Tochter kläglich zu, wie da mit ihrem Eigentum gehaust wurde; weinend sagte die erstere zu

mir: „Dies ist unsere ganze Habe, welche wir während des Sommers zusammengebracht haben, wird sie uns genommen, so können wir das Vieh auch nicht behalten und so werden wir bettelarm!“ Ich suchte sie zu beruhigen und bemerkte, es gehe eben im Krieg nicht anders zu; auch gab ich ihnen die Weisung, sich an unsern Oberst zu wenden, der sie gewiss nicht im Schaden werden stecken lassen. Die Appenzeller, welchen in solcher Lage ihre Verfahrensart auch nicht hoch angerechnet werden darf, riefen den klagenden Frauen witzige Reden zu, worauf sich dieselben den Berg hinunter auf den Heimweg machten. - Sonst wurde meines Wissens ohne Not kaum etwas von den Soldaten weggeschleppt, oder verderbt. Wiederholt sah ich von denselben Appenzellern ihrer zwei an einer Stange auf der Schulter ein Fässchen Most aus unserem Gasthaus jauchzend wegtragen, welches sie dem Besitzer alsobald bar bezahlten.

Die zweite Nacht verfloss wie die erste. Der darauf folgende Tag aber wurde ziemlich lebhaft. Immer näher traten einander unsere Soldaten und diejenigen des unten im Tal stehenden Feindes. Es gab zwischen beiden mehrfache Berührungspunkte; viele besprachen sich mit den dortigen Schildwachen; andere betraten geradezu schwyzerische Wirtshäuser und unterredeten sich ganz ungehindert mit den anwesenden Bürgern und Militärs. Unser Oberst verbot zwar dieses Hinüberlaufen, doch nur so pro forma; immer grösser wurde die Zahl der Visiten; selbst Offiziere machten sich nichts daraus, wiederholt ins Tal hinabzusteigen und dort zu verweilen. Einmal kehrten ihrer etliche freudevoll zu uns zurück und erzählten, wie gastfreundlich sie beim Tellen (so hiess das Gasthaus) aufgenommen worden seien und wie sogar die Feldmusik ihnen zu Ehren einige Stücke gespielt habe, auch seien Lebehochs auf die Eidge-

nossenschaft mit dem Glas gebracht worden. Dies alles habe der feindliche Oberst dulden müssen und sei darob vor Zorn fast zerborsten. Nun wurde das Fraternisieren allgemein. Auch ich begab mich mit einem subalternen Offizier hinunter, ohne von den Wachen angehalten zu werden, wir besahen jedoch nur die Tells – Kapelle bei der ehemaligen Hohl-gasse; dagegen in das mit feindlichen Soldaten angefüllte Wirtshaus zu treten, hielten wir für unangemessen und stiegen daher bald wieder den Berg hinauf in unser Quartier.

An dem nämlichen Tag traten einst auch zwei schwyzerische Militärärzte mit einer Brancard in die Stube und suchten bei unserem Oberst um die Erlaubnis nach, durch die eidgenössischen Truppen hindurch nach Meierskappel gehen zu dürfen, um einigen Verwundeten von ihrer Seite ärztliche Hilfe zu bringen, deren sie, wie verlautet habe, gänzlich entbehrten. Nach einigem Hin- und Herreden und Ausfragen wurde ihnen das Gesuch gestattet, so weit dies von unserem Oberst abhing.

Nachmittags stieg der erste Trupp schwyzerischer Soldaten zu uns herauf; mit Jubelgeschrei wurden sie von den unsrigen begrüsst, auch jene bezeugten unverhohlen ihre Freude und schwenkten die Tschakos in die Luft, rufend: „Gut, dass wir einmal bei euch sind; denn auch wir sind so gut Eidgenossen wie ihr“, womit sie wegwerfende Äusserungen über ihre Oberen und über die Landesregierung fallen liessen. Einige von ihnen zogen lachend die eidgenössische Binde aus ihren Rockärmeln hervor, welche sie erst jetzt vorweisen und tragen dürften, daraus möge man ihre eidgenössische Gesinnung erkennen. Sie wurden hierauf in die Stube geführt und nach bestem Vermögen bewirtet; Gesang und laute Freude wollte kein Ende nehmen.

Ich war ein ruhiger Zeuge dieser Szene und dachte nur, dass freilich mit solchen unzuverlässigen Leuten im Felde gar wenig oder nichts anzufangen gewesen sei. Denn der Soldat soll der Fahne, zu welcher er einmal geschworen hat, treu bleiben, bis er seines Eides förmlich entbunden ist. Sonst heisst er mit Recht ein demoralisiertes Geschöpf.

Von nun an wurde der Verkehr zwischen diesseits und jenseits immer lebhafter; einzelne wie auch grössere Trupp von schwyzerischen Soldaten machten uns zu verschiedenen Stunden die Aufwartung. Es war gegen Abend desselben Tages, als ich mitten unter unsern Leuten an einem Wachfeuer sass mich wärmend, beiläufig bemerkt, meine Stiefel zu brennen anfangen, ohne dass ich es merkte und nur durch die Aufmerksamkeit eines Soldaten wurde grösserer Schaden und auch Gefahr von mir abgewandt, als wieder ein Haufe Schwyzer aufstieg und gerade auf mich zueilte, jubelnd und Vivat rufend. Allein der Empfang war diesmal ziemlich kalt; denn der Enthusiasmus hatte sich bereits abgekühlt; zudem schienen einige unter ihnen zu sein, denen unsere Soldaten nicht recht trauen wollten und wohl mit Recht äusserten, es wolle jetzt jeder ein Eidgenossen sein; wirklich befanden sich etliche gegenwärtig, die weniger aus Überzeugung als aus Neugierde und von den andern mit fortgerissen gekommen zu sein schienen, denn ihre Freude war nicht absonderlich gross; auch standen sie nur so im Hintergrund und schauten mit zweideutigen Blicken um sich her; redete sie einer von den Unsern an, so gerieten sie in sichtliche Verlegenheit. Mir gefielen diese Leute so übel nicht, es wohnte doch noch ein Rest von Treue und Anhänglichkeit an ihre Sache in ihrem Innern, welchen sie nur unter dem Drang der Umstände zu unterdrücken strebten. Aber wie gesagt, dieser Haufe erfreute sich schon keiner

begeisterter Aufnahme mehr; man liess sie gehen und stehen, wie es ihnen beliebte. Ihrer etwa drei stellten sich um unser Feuer her, da redete sie einer unserer Soldaten unwillig also an: „Habt ihr gemeint, wir seien gekommen, um euch euere Religion zu nehmen, wie eure Pfaffen auch vorgaben? Ihr Donnersnarren, wir...“ Hier hielt er ein, wahrscheinlich im Blick auf mich. Schnell aber fiel ein anderer lachend ein: „Gelt, du wolltest sagen, wir hätten genug an unserer Religion, dass ich dieses Stück Holz gern im Feuer haben möchte,“ und damit schob er mit dem Fuss ein Scheit in die Flamme. - Solche Äusserungen gaben mir viel Stoff zu ernstem Nachdenken und liessen einen Blick in die innerste Gesinnung dieser Leute tun.

Wieder ging eine Nacht dahin, es war die zweite auf diesem Berge. Allgemein sehnte man sich nach Ablösung; indes musste man in Geduld der Order zum Aufbruch harren; anders war da nichts zu machen; durch Ungeduld wurde die an sich schon wenig beneidenswerte Lage nur noch verschlimmert. Mit Tagesanbruch standen wir wieder auf den Beinen in unserem engen Raum. Jeder fühlte das Bedürfnis, sich wieder einmal zu waschen, was seit drei Tagen nicht mehr geschehen war. Unser Hauswirt konnte ein kleines Handtuch verschaffen; dieses nahm zuerst der Oberst und verrichtete an einem nicht gar zu weit entfernten Brunnen das Geschäft; dann übergab er das Tüchlein dem Major, der es, nach dem die Arbeit vollendet war, dem Quartiermeister einhändigte, von diesem erhielt ich es, ein trockener Faden war natürlich nicht mehr an demselben; doch leistete es die erfrischenden Dienste und gar genau nahm es keiner mit seinem Vorgänger; wie viele nach mir das Tuch noch ins Gesicht führten, weiss ich nicht. - Es stand unser Waschbrunnen dicht neben der Stallung und Scheune unseres Hauswirts, wo ich in vergangener

Nacht mit mehreren ein geeigneteres Schlafquartier gesucht, jedoch es schon hinlänglich besetzt gefunden hatte; überdies wehte ein so scharfer Luftzug durch diese Gebäude, dass uns schon dieser Umstand abgeschreckt hätte, von demselben Besitz zu nehmen. Dieser Tag ging ohne besondere Vorfälle vorüber, nur wenig ist erwähnenswert.

Einmal sass ich unter einigen Offizieren an dem gebrechlichen Tisch und trank Most mit ihnen; das Gespräch fiel auf das Gefecht bei Ibikon. Da sagte der Major zu mir: „Ich muss gestehen, Herr Pfarrer, Sie haben sich an jenem Tage wacker gehalten, aber (Hier schüttelte er den Kopf) Ihre erste Predigt hat mir ganz und gar nicht gefallen.“ „Was ich,“ war meine Antwort, „am Tage des Gefechts getan, ist eine Kleinigkeit und lag in der Pflicht der Menschlichkeit. Davon sollte man darum so viel Aufhebens nicht machen. Meine erste Predigt einlangend aber,“ führte ich dezidiert fort, „so nehme ich auch heute und nie ein Wort davon zurück, es wäre denn, dass mir einer beweisen könnte, was ich unrecht geredet habe. Übrigens ist meine Handlungsweise nach dem Gefecht nur die Bestätigung der Predigt gewesen. Ich habe so das Wort mit der Tat in Einklang gebracht.“ Der Gegner vermochte auf dieses nichts mehr zu erwidern.

Bei demselben Anlass zog einer der Anwesenden ein gedrucktes Papier aus der Tasche, welches eine auf die bezügliche Travestie des bekannten Psalmliedes „Denkst du daran“ enthielt. Dieses Machwerk wurde nun unter schallendem Gelächter vorgelesen und zum Teil auch gesungen. Willenlos murmelte ich wenigstens die Melodie zwischen den Zähnen nach. Meine Situation bei diesem Spektakel war begreiflich nicht die angenehmste. Allein ich konnte nicht bei jedem solchen Anlass entweichen, sondern musste ehrenhalber aushalten, auch dann, wann,

wie oft geschah, eine Flut von Schmä- hungen oder Anzüglichkeiten auf die ganze konservative Partei ausgestos- sen wurde. Gewöhnlich benützte man hierzu gerade meine Anwesenheit, um sich selbst eine Schadenfreude und mir Ärger – wie sie wähten – zu berei- ten. Allein mit völliger Resignation hör- te ich alles an und beharrte in meinem einmal angenommenen Stillschweigen bei politischen Diskursen. Jeder Unbe- fangene wird dieser Maxime seine Zu- stimmung nicht versagen können.

Einige Stunden nachher rief uns ein jubelndes Geschrei vor das Haus; da erblickten wir eine Frauensperson, welche von den sie schnell umringen- den Soldaten Auskunft sich erbat, wo ihr Mann, den sie zu besuchen weit hergekommen, postiert sei. Jeder woll- te sie zu ihm hinführen; sie wurde wie von einem Bienenschwarm umsummt, das Militär erzeugte sich mehr als ga- lant gegen die Verlassene, doch schien sie sich in ihr Los fügen zu kön- nen; denn mir nichts dir nichts wurde sie von zwei Soldaten am Arm ge- nommen, und, unter Eskorte der übrigen, die sich vor und hinter ihr aufstell- ten, unter Jauchzen wie im Triumph die Anhöhe hinauf dem Gegenstand ihres Verlangens hingeführt.

Inzwischen kam die überraschende Order, heut noch unser Standquartier zu verlasen, was keinen betrübte. Mit Eilfertigkeit wurde alles in Bereitschaft gesetzt, die eben noch vollen Gläser geleert, das bewegliche Eigentum zu- sammengerafft, die Kleider noch best- möglich gereinigt und dem zuvorkom- menden Gastwirt ein Trinkgeld in die Hand gedrückt. Zur Charakteristik des letzteren füge ich noch bei, dass er nie gewusst, ob wir eidgenössische oder Sonderbundstruppen seien, so strenge Neutralität beobachtete er, und dass er seine beiden Töchter während der An- wesenheit des Bataillons so geschickt oben unter dem Dach des Hauses in Sicherheit zu bringen gewusst, nie-

mand auch nur die Spur von ihrer Exis- tenz hatte. Entweder zeugte diese Vorsicht von hoher Ehrerbietung, oder dann von ziemlich geringem Zutrauen gegen das Militär. Wohl wird das Letz- tere richtig sein. Item, er war mit uns zufrieden und wir mit ihm; treuherzig schüttelte man sich beim Abschied die Hand. Schnell sammelte sich das zer- streut gelegene Bataillon vor dem Stabsquartier, die Feuer erloschen allmählich, weil die bisher emsigen Hände sich ihnen entzogen; die Tam- bouren schlugen lauter als sonst ihre Wirbel; alle waren fröhlich und munter gestimmt; die Pferde der ersten Stabs- offiziere, welche wir seit vier Tagen nicht mehr gesehen hatten, wurden herbeigeführt, ihren Dienst zu verse- hen; das ablösende Bataillon (Schmid) rückte heran; nun mussten wir wei- chen, jedes Auge zeugte von Heiter- keit; mit Jauchzen sagte man dem Ga- denenhof und mit ihm der ganzen Bergkette, wo wir drei Tage zugebracht in seltsamer Lebensart und die Nächte hindurch zum Federbett Stroh, zur De- cke den Mantel und zum Kopfkissen den Tornister gemacht hatten, ein freudiges Lebewohl auf Wieder- oder Nimmersehn, wenigstens in der Uni- form. Es war der 20. November des laufenden Jahres.

Der Weg führte zuerst durch den Wald eben und dann steil abwärts, bis wir unten an demselben Orte anlangten, wo am Dienstag vorher die St. Galler Biwak gekocht hatten. Hier kreuzte sich unser Marsch mit einem andern Bataillon, das auf den Kiemenberg be- ordert war. Nun schlugen wir eine schmale Strasse ein, die nach Meiers- kappel führte. Schon hatte sich der Spätabend eingestellt. Wie gewöhnlich ging ich dem Bataillon, das sich nur langsam weiterbewegen konnte, voran und stiess bald auf die Vorwache, wel- che den Vortrab bildet und aus etwa 6 – 8 Mann besteht. Unter mancherlei Gesprächen zogen wir unsere Strasse; die vereinzelt stehenden Häuser zeig-

ten schon Lichter; daneben herrschte um uns Totenstille; verlangten wir über die Richtung des Weges Auskunft, so konnte lange gerufen werden, man wollte uns nicht hören; es musste einer in die Wohnstube hineingehen, bis er Bescheid erhielt. Daraus entnahm man sofort die Stimmung der Bevölkerung, welche der eidgenössischen Okkupation nicht gar günstig war. – Inzwischen trat finstere Nacht herein und ein dichter Nebel hatte sich auf die Ebene gelegt. Wir standen an einem Scheideweg und harrten eine Weile des Bataillons, von dem sich zu unserer Verwunderung niemand wollte sehen lassen. Während man sich beriet, was zu tun sei, liess sich plötzlich aus einer Entfernung von nicht gar 5 Minuten ein ungewöhnliches Gemurmel von vielen Menschenstimmen vernehmen, das immer allgemeiner und stärker wurde. Wir hielten unsern Atem an und horchten hin; aus der wogenden Menge hörten wir bald sagen: „Da ist der rechte Weg,“ bald „nein, hier ist er!“ Eine Stimme klagte: „Das wäre sauber, wenn wir da im stockdicken Nebel und auf der nassen Wiese übernachten müssten.“ Ganz deutlich unterschieden wir die Kommandierende und fluchende Stimme des Majors. Jetzt wussten wir, dass es unser Bataillon sei, das sich im Nebel verirrt hatte; man hatte ihm etwas seitwärts einen näheren Fussweg nach Cham bezeichnet und auf einer weiten Wiese wurde derselbe verloren. Die Masse der Soldaten war in einer völligen Auflösung begriffen; Trommler und Hörner vermochten die Leute nicht mehr zusammenzuhalten; jeder suchte einen Ausweg nach Belieben; der Ruf nach Hilfe und Licht blieb lange unerwidert. Es war jedenfalls eine ziemlich kritische Lage. Nun liess ich meine Stimme aus vollem Halse nach der Richtung hin ertönen: „Marschieret nur ein wenig vorwärts, so kommt ihr auf die Strasse.“ Sie vernahmen mein Rufen, verstanden jedoch die Worte nicht. Nun wiederholte

ich auf geschenehenen Gegenruf meine Weisung. Da rief einer zurück: „Du Esel, komm herüber zu uns und zeige den rechten Weg.“ Ich erwiderte, es sei mir dies unmöglich. Es lag nämlich ein breiter Bach zwischen uns. Jetzt fragte einer: „Wer ist's dort drüben, der ruft?“ „Der Feldprediger,“ war meine Antwort. Nun blieben die Esel aus und es ward stille. Unterdes hatte sich die Vorwache von mir entfernt und einen Seitenweg gegen das Bataillon eingeschlagen, der längs dem Bach hinführen müsste. Ich stand ganz allein da und wusste nicht, auf welche Seite mich zu wenden. Endlich schlug ich denselben Weg ein, der jedoch von der Gegend abzuführen schien, daher lief ich quer über das Feld und langte nun bei dem Bach an, dessen jenseitiges Ufer aber so steil war, dass ich an ein Hinüberspringen nicht denken konnte; die Soldaten kletterten nun da mit Mühe herab, nachdem sie einen Führer mit Laterne gefunden hatten. Einer reichte mir die Hand, um mich herüberzukriegen; allein es war dies unmöglich; daher musste ich eine Zeitlang über Stock und Stein neben dem Bach herlaufen, bis bei einer Mühle eine Vereinigung mit dem Bataillon möglich wurde. – Dieser Vorgang hatte mich ziemlich müde und hungrig gemacht; dankbar nahm ich deswegen von einem Unteroffizier ein Stück kaltes Fleisch und Brot samt einem Schluck Kirschenwasser an, was mir ein wahres Labsal war. – Der Marsch wurde nun auf Fusswegen unter dem Schimmer einer Laterne mühsam fortgesetzt; oft stiessen wir auf Verhaue der Sonderbündler, welche aus über den Pfad gelegten ungeheuren Felsblöcken und Bäumen bestanden; diese Verhaue mussten entweder umgangen oder teilweise wenigstens beiseite geschafft werden. Die reitenden Offiziere konnten sich ihrer Pferde nicht mehr bedienen, sondern mussten froh sein, dieselben ohne Schaden hindurchführen zu können. – Ich ging

mit 3 Offizieren voran bis Cham, wo wir ein Glas Wein zusammen tranken und dem bald eintreffenden Bataillon nacheilten, wir wanden uns durch dessen Reihen hindurch, um wieder einen Vorsprung zu gewinnen. Dies bemerkte der Major, welchem unsere Abwesenheit schon längst nicht recht gelegen hatte; daher rief er uns vom hohen Ross herab mit seiner rauen Stimme nach: „Wenn die Herren nicht beim Bataillon bleiben, so lasse ich sie alle in Arrest tun.“ Davor hatte ich gewaltigen Respekt und hielt mit Laufen ein, um hinter dem Schweif seines Pferdes ganz demütig einherzuschreiten. Noch brummte er manches Wort in den Bart hinein über Insubordination und dergleichen. Jene Offiziere kümmerten sich wenig um seine Herzensergüsse und liefen nur desto eiliger dem Bataillon, abermal voraus.

Es war ungefähr 9 Uhr nachts, als wir in die Vorstadt von Zug einmarschierten. An vieler Häuser Fenstern standen Zuschauer, die uns entgegenjauchzten, besonders aus einem Wirtshaus erscholl ein lautes Freudengeschrei; einer schwenkte ein eidgenössisches Fähnchen und rief: „Es lebe das Bataillon Brunner!“ In andern Häusern dagegen herrschte lautlose Stille; die Lichter waren da ausgelöscht, oder die Fensterladen geschlossen. So konnte man in dunkler Nacht die sonderbündlerischen und eidgenössischen Häuser voneinander unterscheiden.

Im Ochsen tranken unser viel einige Mass trefflichen Birnenmost, der uns nach einem so beschwerlichen Marsch herrlich mundete. Für mich aber hätte dieser kalte Trunk sehr gefährlich werden können, wie nachher folgen wird.

Nicht weniger als etwa 30 Offiziere wurde das Nachtquartier im Kapuzinerkloster angewiesen, mit Ausnahme der 4 ersten Staboffiziere. Wir zogen also zu den Patres hin und fanden die Tafel bereits gedeckt, jeder sass ohne weitere Umstände zu. Die Gerichte be-

standen aus lauter Fastenspeisen, von denen einige durch Anblick, Geruch und Geschmack sich wenig empfahlen, dass mancher sie beiseite schob. Das Beste von allen war der Wein. Komisch wars zu sehn, wie die ehrwürdigen Väter mit ihren langen Bärten die Aufwärtendienste verrichteten und mit ängstlicher Geschäftigkeit an den Tischen hin- und herliefen. Sonst erzeugten sie sich gegen und äusserst freundlich und zuvorkommend. Hier zum ersten Mal vernahmen wir umständlichen Bericht von der persönlichen Tapferkeit Oberst Zieglers bei Gislikon. Das lag etlichen unserer Offiziere gar nicht recht, sie hatten auf ihn längst einen Zahn, darum setzten sie seine Tat herunter, warfen ihm Beschränktheit in seinen politischen Ansichten vor und wunderten sich nur darüber, das er als Konservativer eine Befehlhaberstelle im Feldzug angenommen. Ich dachte, solche Reden geziemen sich wahrhaftig für Leute am wenigsten, die vor dem Feind feige geflohen sind und schwieg. Innerlich freute ich mich, dass selbst seine heftigsten Gegner Ziegler einige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen sich genötigt sahen.

Während ich so dasass und den Gesprächen zuhörte, überfiel mich urplötzlich ein unerhörter Schmerz im Unterleib, der mir das Aufrechtstehen unmöglich machte. Ich befürchtete einen Kolikanfall. Wankend und schmerzgebeugt trat ich vor den Oberarzt hin und erbat mir seinen Rat. Er nannte heissen Tee als Mittel. Ich wandte mich an den nächsten Kapuziner und ersuchte ihn, solches bereiten zu lassen. Doch die Antwort war: „Wir haben gar keinen Tee.“ Länger konnte ich nicht stehen und warf mich daher auf eine Matratze hin, ich glaubte, vor Schmerz bersten zu müssen, die Sinne wollten mir schwinden. Niemand nahm sich meiner weiter an. Die fröhliche Gesellschaft erheiterte sich an der Tafel, da musste ich mich aufraffen und auf die Seite gehn; jetzt ver-

schwand der Schmerz ebenso plötzlich wieder, wie er gekommen war. Ich hatte mir durch den vor einer Stunde genossenen Most eine starke Erkältung zugezogen, die nun eine natürliche Ableitung gefunden, bei einer andern Leibeskonstitution würde ich dem Anfall leicht unterlegen sein. Ich dankte Gott, dass er mich in der Fremde vor solchem Unfall gnädig bewahrte.

Nach dem Essen erscholl der geräumige Konventsaal von unseren Gesängen beim Gläserklang. Noch nie hatte ich mich bei den Offizieren so heimisch gefühlt wie jetzt. Muntere Gespräche liessen die Stunden schnell dahineilen. Inzwischen schlepten die Patres noch immer mehr Matratzen, Strohsäcke und Decken mühsam herbei; denn der Speisesaal sollte auch unsere Schlafstätte werden. Allmählich suchte einer nach dem andern die Nachtruhe; unser drei waren die letzten, welche sich nach einem günstigen Platz umsahen. Nach Mitternacht lagen alle 30 Gäste in zwei Reihen dicht nebeneinander, den Rock ausgezogen und die Beschuhung; die übrigen Kleidungsstücke lagen auf dem Leibe. Dieses Lager war nach dem Strohbett auf hartem Boden dort im Gadmenhof eine grosse Annehmlichkeit und bildete den angemessenen Übergang zu den weichen Federbetten der folgenden Tage. Schon schnarchen die einen laut, während andere noch witzige Wechselreden führten; auch schien es zu einer langen gehässigen Dispute zwischen einigen kommen zu wollen darüber, wer am 23. dies sich wacker gehalten und wer geflohen sei; an bitteren Ausfällen fehlte es von keiner Seite, besonders einer tat sich hierbei durch Heftigkeit hervor und wer weiss, wohin diese gegenseitigen Sticheleien noch geführt hätten, wenn nicht von einigen mit Bestimmtheit Ruhe gefordert worden wäre! Unter dem matten Schimmer einer Hängelampe schlief endlich die ganze Gesellschaft friedlich ein, nachdem noch ein Bibel-

sprüche zum besten geben wollte, was ihm jedoch der Feldprediger ernstlich verwies.

Der Tag war schon völlig angebrochen, als man sich vom Schlaf erhob; schnell schafften die Patres unsere Lager beiseits, um den Saal abermal in ein Speiselokal umzuwandeln; denn nun gings ans Dejeunieren. Vorher wurde von allen das Waschgeschäft aus einer an der Wand angebrachten Giesskanne oder eigentlich kleinem Brunnen verrichtet; jeder kämmte sich und reinigte seine Kleider; davon erfüllte sich der Saal mit dichtem Staub; denn eine militärische, d.h. gründliche Kleiderreinigung hatte seit bald einer Woche nicht mehr vorgenommen werden können. Die Stiefel zog man wieder an, und wer sie geputzt haben wollte, musste sich stehenden Fusses selbst in die Küche begeben. Dies tat auch ich. Dasselbst herrschte aber ein Wirrarr. Die Laienbrüder in ihrem Ordenskleid besorgten die Geschäfte, durcheinander laufend. Da kochte einer den Kaffee, ein anderer schüttete Milch in den Hafen, während wieder andere Gefässe wuschen und abtrockneten. Ihrer etliche taten an uns die Schuhputzerdienste. Gar appetitlich sah es in diesem Lokal wie gewöhnlich nicht aus. Doch beeiferten sich die Herren, gegen uns gefällig zu sein. Nach dem Morgentrinken nahmen wir das ziemlich ärmliche Kloster in näheren Augenschein; es bot gar nichts besonders Merkwürdiges dar, ausgenommen eine kleine, nette und einfach gezierte Kirche. Der Guardian, in dessen Zelle einige traten, ist ein stattlicher Mann in mittleren Jahren von, wie mir schien, nicht geringem Verstand; er gehört zur liberalen Partei der zugerischen Geistlichkeit und hielt es mit dem dortigen Pfarrer und bischöflichen Kommissar Bosshard gegenüber seinem Ordensbruder, dem bekannten Kapuzinerpater Verebund, welcher lange Zeit in Zug grosses Aufsehen machte und dann später in Luzern eine

nicht unbedeutende Rolle als Kanzelredner spielte. - Dieser Guardian also sprach sich in unserer Gegenwart entschieden gegen den Sonderbund aus und nannte es doch höchst unvernünftig, wenn Schwyz nicht (was man damals noch nicht bestimmt wusste) übergeben würde und die eidgenössischen Truppen einziehen liesse. Ob und wie seit solche Äusserungen mit der inneren Überzeugung zusammenstimmten, war unter den damaligen Umständen schwer zu ermitteln; denn in jenen Tagen, wo die eidgenössischen Bataillone dominierten, wollte alles eidgenössisch sein.

Zwischen 9 und 10 Uhr fand sich unser Bataillon auf seinem Sammelplatz ein, bald hernach marschierten wir ab; unsere Route ging längs dem See bis nach Arth. In Walchwil wurde über Mittag halt gemacht. Die Offiziere alle im Wirtshaus, wo wir uns jedoch wegen starken Andrangs von Militär mit Wenigem begnügen mussten. Nachher besah ich die schön gelegene Ortskirche in Begleit des dortigen Kaplans, zu dem ich mich begeben hatte, wie es denn immer meine Gewohnheit war, so oft es tunlich schien, mich an die katholischen Amtsbrüder zu wenden, an deren Türe ich niemals umsonst anklopfte. Der Kaplan war ein junger, freundlicher und gescheiter Mann, der mir indes wegen der eidgenössischen Binde nicht ganz traute, als ich aber ganz offenherzig mit ihm redete, gewann er Zutrauen zu mir und sprach sich ebenso unbefangen über die gegenwärtigen öffentlichen Zustände aus. Der Mann heisst Niederberger und ist mir später dadurch merkwürdig geworden, dass er bald nachher gefänglich eingezogen wurde und mehrere Wochen in der Gefangenschaft sitzen musste; nachher entsetzte ihn die provisorische Regierung seiner Stelle und verwies ihn binnen 2 Tagen des Landes. Sein Verbrechen nämlich bestand darin, dass er nach der Übergabe Zugs einige Soldaten in Walchwil

habe bestimmen wollen, zu den Schwyzern überzugehen und mit ihnen den Kampf fortzusetzen. Er war aus Unterwalden gebürtig und hatte seine alte Mutter bei sich, eine gar freundliche und achtenswerte Matrone. Die Leute dauerten mich, als mir ihr trauriges Los zu Ohren kam.

Gegen 1 Uhr ertönte das Zeichen zum Aufbruch. Von Walchwil weg war ein Verhau am andern über der Strasse, weil man sich nun den Grenzen des Kantons Schwyz näherte. Wohl hunderte der schönsten Obstbäume lagen am Boden zerstreut und nicht zu zählen war die Menge von Tannen, welche zu diesem Zweck im Walde links gefällt worden. Alle diese Überbleibsel des sonderbündlerischen Widerstandes mussten zuerst von unseren Sappeurs hinweggeräumt werden, bevor das Bataillon weiterziehen konnte. Auch sahen wir an der Seite gegen den See hin noch kleine Schanzen, welche mit Schiessscharten versehen waren. Hätte es wirklich ernst gegolten, hier wäre auf der Strasse, die hart an den See stösst und auf der andern Seite von einem waldichten Hang begrenzt ist, ein Korps nur mit grossem Verlust oder gar nicht durchgekommen. Auf diesem Marsch fragten mich etliche Soldaten leise, ob es wohl noch einmal zum Schiessen gehen würde, das wäre doch, meinten sie, recht bedenklich. Die guten Leute hatten vor den „blauen Bohnen“ gewaltigen Respekt bekommen! Ich machte ihnen Hoffnung, dass wir ohne Widerstand in Arth einziehen werden können, worüber sie recht froh waren.

In der Mitte von Walchwil und Arth hielt das Bataillon an, die Order lautete nämlich, die Grenze nicht zu überschreiten, bis ein gewisses St. Galler Bataillon jenseits des Sees in der gleichen Richtung den Weg passierte, damit wir so vereint nach Arth marschieren könnten. Die Stabsoffiziere horchten und schauten sich über den

See hinüber fast die Ohren und Augen aus, jedoch kein Bein wollte sich weder hören noch sehen lassen. So vergingen beinahe 2 Stunden auf demselben Fleck. Wegen heftiger Kälte spazierte man hin und her, zündete ein Feuer an, murrte und – richtete doch nichts aus; wir durften keinen Schritt weiter setzen. Endlich wurde zum Rückmarsch geschlagen; es ging wieder Walchwil zu, wo wir bei Nacht ankamen. Die Soldaten waren angewiesen, sich ein Quartier in den Häusern zu suchen, wo sie zu Mittag gegessen. Natürlich eilte ich zu meinem Kaplan hinauf, wo man mich herzlich willkommen hiess. Er wies mir ein artiges Schlafzimmer an, der Koffer wurde von meinem Bedienten hinaufgetragen; ich zog den Flausrock an und nachdem noch einige im Erdgeschoss, das als Wachtstube diente, aufbegehrende Soldaten, welche gleich eine Mahlzeit verlangten, mir Hinweisung auf das eidgenössische Reglement von mir zur Ordnung gewiesen worden waren und der etwas erschrockene Kaplan Most und Brot zu ihrer Besänftigung hatte vorsetzen lassen, setzte auch ich mich zu Tische und begann, den Hunger mit nahrhaften Speisen zu stillen; wir sprachen uns recht zutraulich miteinander, ohne der Politik viel zu gedenken, die guten Leute freuten sich aufrichtig, mich beherbergen zu können und auch ich war froh darüber. - Horch! Da erscholl plötzlich Generalmarsch! Messer und Gabel fielen mir vor Überraschung fast aus den Händen. Nun war keine Zeit zu verlieren, denn schon rannten Trupps von Soldaten die Gasse hinunter zum Sammelplatz. Noch ass ich einiges mit Eilfertigkeit, packte den Koffer wieder ein, nahm Hut und Degen und verabschiedete mich unter gegenseitigem Bedauern von diesen unvergesslichen Gastfreunden. Es war stockfinstere Nacht; der Weg führte längs einem tiefen, eingemauerten Bach hinab; der unter der Strasse hindurch in den Zugersee strömte; hier

unten lag das Wirtshaus; um dasselbe herum standen die schon bespannten Bagagewagen, die den von oben Herabkommenden den Durchgang fast ganz versperrten. In der Dunkelheit will nun ein Soldat ausweichen und fällt jählings über die etwa 6 Fuss hohe Mauer in den Bach hinunter und bleibt liegen, ein zweiter kommt eben daher und stürzt ebenfalls hinunter, das laute Getöse der anwesenden Militärs liess ihr Hilferufen eine Weile fruchtlos sein; zuletzt achtete man ihrer und zog sie herauf, ihre Köpfe waren aber dermassen verwundet, dass die Ärzte Näharbeit bekamen; beide mussten zu Bette gebracht werden und zurückbleiben. Kaum mochten sie dem Bach entstiegen sein, so eilte auch ich heran und tat beinahe den selben Fall; noch konnte ich mit der einen Hand einen Wagen erfassen und mich so über die Stelle hinwegschwingen; im Wirtshaus erfuhr ich dann den Unfall jener zwei Soldaten, vor dem ich so gnädig bewahrt worden war.

Um 7 Uhr zogen wir von Walchwil ab und marschierten gegen 9 Uhr in Arth ohne den leisesten Widerstand ein, da inzwischen auch der Kanton Schwyz seine Übergabe erklärt hatte. Mit mehreren andern wurde mir das Quartier im Adler angewiesen, allein hier erklärte man uns kurzweg, dass kein Platz mehr zu haben sei. Nun musste ich lange herumlaufen, bis mir endlich auf mein Ansuchen beim Ortspfarrer ein solches angewiesen wurde. Unser vier betreten sein Haus, obschon es gegen Mitternacht rückte, liess er uns ein Essen zurüsten, dessen wir sehr bedurften. Der Pfarrer ist ein zuvorkommender und freundlicher Mann; aus dem Gespräch ergab es sich, dass er als Feldprediger bei demjenigen Bataillon gewesen, welches uns bei Ibikon gegenübergestanden war. Er erteilte mir manche bemerkenswerte Aufschlüsse über den Stand der Dinge im feindlichen Lager, der eben so beschaffen war, dass an einen einigermassen er-

folgreichen Widerstand zum voraus nicht denken liess. - ein sanfter Schlaf im lang entbehrten regulären Bett erquickte uns. - doch schon um 6 Uhr morgens zogen wir wieder weiter gegen Goldau. Ein undurchdringliches Nebelgewölk lag über das ganze Tal ausgebreitet. Auf der Höhe über Lowerz angelangt, hatten wir nun ein seltenes Schauspiel der Natur. Plötzlich erhob sich der Föhn mit Ungetüm und blies gewaltig von Süden her. Das Nebelmeer fing an sich zu bewegen, das leichte Gewölk wurde schnell zerteilt; zerrissen flogen seine Stücke nach allen Seiten, jetzt wars auf einmal, wie wenn ein Vorhang vor einer Szenerie aufgehoben würde; ehe wirs uns versahen, lag die ganze Gegend in ihrem winterlichen Schmucke vor unsern Augen, noch war zwar kein Schnee gefallen, aber ein wunderbarer Reif hing an allen Bäumen und Gesträuchen, auf Wiesen und Dächern; im Hintergrund starteten die Mythen himmelwärts und von ihnen weg rechts erhob sich eine Hageskuppel an der andern; im frischen Glanz der aufgehenden Sonne schimmerten uns Flecken und Dörfer samt den unzähligen Hütten bis in die Gipfel der näher stehenden Berge entgegen. Im Nu war aller Nebel verschwunden und die Natur schien wie neu geschaffen vor unsern Augen. Wir erstaunten ob solchem nie gesehenen Anblick und jeder brach in laute Äusserungen des Entzückens aus. Auf dem Lowerzensee beobachteten wir, wie Winde von entgegengesetzten Richtungen sich um die Herrschaft stritten und zwar war es bald ein beinahe heisser, bald ein scharf kalter Wind, die auf der Oberfläche des Wassers mit den Wellen spielten.

Gegen 10 Uhr vormittags standen wir vor dem Flecken Schwyz, wo unser einstweiliges Standquartier sein sollte. Da wir nicht alsobald in denselben einmarschieren konnten, so wurde das Bataillon auf einer Wiese aufgestellt; ich nebst einigen andern blieben auf

der Strasse stehen. Nun ritt der Oberst auf uns zu und sagte: „Sind Sie dazu disponiert, eine Ansprache an die Leute zu halten?“ Ich war überrascht und konnte mir gar nichts anderes deuten, als dass es um eine Art von Feldpredigt zu tun sei; dazu aber schien mir wirklich Zeit und Ort nicht geeignet, besonders nach einem ziemlich langen Marsch, da jeder sich nach einem Quartier sehnte und über andere Dinge zum Militär zu sprechen, hielt ich dem Amt unangemessen; überdies gab mir der Oberst auch nicht den leisesten Wink, worüber ich denn vor den Soldaten reden sollte. Ich musste also die Aufforderung ablehnen. Nun formierte er aus dem Bataillon einen Kreis und hielt eine Anrede an die Soldaten, in welcher sie zur Genügsamkeit in den Quartieren, zur Humanität gegen die Einwohner und überhaupt zur Beobachtung einer strengen Disziplin ermahnt wurden. Dies zu sagen, stand denn auch dem Kommandanten eher an als dem Feldprediger, welcher sich übrigens dieser Aufgabe auch nicht entzogen haben würde, wenn man ihm dieselben deutlich vorgezeichnet hätte.

Des langen Wartens wurde zuletzt jeder überdrüssig; man sehnte sich nach Ruhe und leiblicher Stärkung, da fragte mich einer: „Warum können wir denn auch so lange nicht in den Flecken einziehen?“ Meine Antwort war: „Ich glaube wegen des Gottesdienstes, den man nicht gern stören möchte.“ „Läck man mir im A...mit dem Gottesdienst,“ versetzte jener unwillig und drehte sich dabei auf dem Absatz herum. Diese Rede empörte mich im Innersten und ich wandte mich mit stillschweigender Verachtung von dem leichtsinnigen Menschen ab.

Nach 10 Uhr endlich ging Bericht ein, dass der Gottesdienst beendet sei; sodass der Einzug sofort stattfinden konnte. Jetzt stritt man sich darüber, ob nur die Stabskompanie in dem Flecken einmarschieren und die übrigen

sofort in ihre Standquartiere verlegt werden sollen, oder man mit dem gesamten Bataillon und unter dem klingenden Spiel der Feldmusik einziehen wolle. Letztere Ansicht gewann die Oberhand und so geschah der Einmarsch in der üblichen Feierlichkeit. - Das mir angewiesene Quartier konnte mich nicht aufnehmen; daher erhielt ich ein solches beim bischöflichen Kommissar Suter, einem Mann in den Sechzigern, von gutmütigem Wesen und vieler Zuvorkommenheit. Er wies mir ein prächtiges, heizbares Gastzimmer an und hiess nur befehlen, was zu Diensten stehe. Vor allem nahm ich nun ein Bad vom Scheitel bis zur Fusssohle, was dringendes Bedürfnis war und wechselte sodann meine Kleider von Grund aus; denn diese hatten seit Tagen an meinem Leib gehangen. Nach dieser zweifachen höchst wohlthätigen Umwandlung trat mein Gastwirt wieder herein und kündigte mir an, dass das Mittagessen sogleich aufs Zimmer gebracht werde, da es mir wahrscheinlich lieber sei, allein zu speisen. Ich versicherte ihn des Gegenteils. Da bemerkte er mit einiger Verlegenheit, dass etliche Studentlein, wie er sich ausdrückte, an seinem Tisch ässen, wodurch ich vielleicht inkommodiert wäre. „Im Geringsten nicht,“ war meine Antwort, „vielmehr ziehe ich den häuslichen Kreis einem einsamen Zimmerleben weit vor.“ Jetzt gab er es zu. Im Verlauf der Zeit erfuhr ich, dass der Herr Commissär mehrere Jesuitenzöglinge in Kost hatte, zu welchen noch einige von den aus dem Collegium geflüchteten kamen, die sich während der ersten Tage eidgenössischen Okkupation nicht alsobald in die Heimat zurückwagten. Hier hatten sie eine vorläufige Zufluchtstätte gefunden, was so geheim als möglich gehalten werden sollte, weswegen er mich vom Tisch fernzuhalten sich bestrebte. Allein dieser Ängstlichkeit, als ob durch mich Unannehmlichkeiten entstehen konnten, bedurfte es mir gegenüber

wirklich nicht. Die Studentlein waren noch blutjunge, unschuldige und uneingeweihte Leute, welche zwar grosse Anhänglichkeit an ihre Lehrer zeigten und eine aufrichtige Ehrerbietung gegen sie an den Tag legten, aber auch ebenso sehr sich noch frei erhalten hatten, von charakteristischen Grundsätzen und dem ganzen Wesen des Jesuitismus; am meisten gefiel mir an ihnen ihre aufrichtige Unterordnung unter jeden höher Stehenden, ihre Bescheidenheit und Zuvorkommenheit in Dienstleistungen gegen andere; zwischen ihnen und dem Commissar herrschte vollkommen das Verhältnis eines Vaters zu seinen Kindern. Jeder Wink von ihm war ihnen unverbrüchliches Gebot, das sie schnell vollführten. Dafür erwies er ihnen aber umgekehrt Liebe und Herablassung. Sie standen im Alter von 15 – 17 Jahren. Verglich ich ihr Benehmen mit demjenigen der Zöglinge gewisser Gymnasien und Industrieschulen, so fiel das Urteil zugunsten der ersteren aus. - In diesem häuslichen Kreis fühlte ich mich bald heimisch, denn mit vieler Freundschaft kamen mir alle entgegen. Ein thurgauischer Offizier, der mit mir am Tische sass, verliess auch nur sehr ungern dieses Quartier, als sein Bataillon weiterziehen musste. - Ausser uns beiden logierten noch 5 thurgauische Soldaten im Haus, welche indes ein gemeinsames Zimmer bewohnten.

Der Herr Commissär äusserte sich immer, wie froh er sei, eidgenössische Truppen im Quartier zu haben; denn durch diese wisse er sich am sichersten vor den eigenen Leuten, d.h. vor den Radikalen geschützt, welche sich seit der Übergabe unbändig aufführten, sodass kein Andersgesinnter mehr vor ihnen sicher gewesen sei. Einen Beweis, wie viel Wahres in seiner Aussage lag, gab die Verheerung des Jesuitenkollegiums in Schwyz. - Schon beim ersten Mittagessen wurde erzählt, wie schrecklich in jenem Gebäude gehaust worden sei; nicht zwar von den

eidgenössischen Truppen, wie man anfangs sagte, sondern von einem Haufen eingeborener Liberaler, welche sich dadurch an der gefallenen Regierung rächen wollten. So sprach sich der Hr. Commissär selbst über diese schändliche Tat aus, und sein Zeugnis ist in dem vorliegenden Fall gewiss hinlänglich verbürgt. - Nach dem Essen nahm ich mir vor, den Tatbestand in Augenschein zu nehmen. Ich wanderte also zu dem Collegium hinauf, das auf einer Anhöhe gegen die Mythen hin liegt. Es ist ein prachtvolles Gebäude, an welchem jedoch der linke Flügel noch fehlt; es soll genau nach dem Jesuitenkollegium in Rom gebaut worden sein; zwei Kuppeltürme auf der vorderen Fassade ragen hoch empor.

Sobald die schwyzerische Regierung ihre Übergabe an den General der eidg. Armee erklärt hatte, begaben sich die dortigen Jesuiten, welche schon voraussichtlich Anstalten dazu getroffen hatten, schleunig auf die Flucht und zogen moderne Laienkleider an, um desto unerkannter zu bleiben; einer trug z.B. eine weisse Weste, einen runden Filzhut und einen blauen Frack, wie mir ein Augenzeuge erzählte. Auch die Zöglinge und alle Bediensteten mussten den Platz räumen; das Anstaltsgebäude wurde geschlossen, nachdem vorher das Kostbarste und Wichtigste aus demselben wie aus der Kirche noch hatte gerettet und mitgenommen werden können.

Die Zwischenzeit nun, da die schwyzerische Regierung abgedankt hatte und die eidg. Truppen noch nicht im Hauptfleckengerück waren, die Nacht vom Samstag dem 27. auf Sonntag, 28. Nov. benutzte jetzt, wie schon bereits erwähnt ein Haufe radikaler Einwohner, mit denen sich eine Anzahl von Landstürmern, welche über den Rücktritt der Regierung erbittert gewesen, verbunden haben soll, zu einem Angriff auf des Collegium. Mit Gewalt erbrachen sie die Eingangstüren und

begannen ihr Zerstörungswerk. Die Kunde davon kam auch zu den Ohren eines alt Landammanns, welcher sogleich ein Piket Soldaten zusammenraffte und hinaufeilte, dem rohen Beginnen Einhalt zu tun. Allein die Wütenden erklärten ihm, wenn er sich nicht augenblicklich mit dem Piket entferne, so werden sie ihn nieder machen. Dieser Drohung und der Übermacht wich er und nun hausten jene auf wahrhaft vandalische Weise. Nur einen ½ Tag nach der Zertrümmerung nahm ich dieselbe in Augenschein und fand den Tatbestand also: In und ausser dem Gebäude standen zahlreiche eidg. Wachen aufgestellt; ein Zimmer im Erdgeschoss diente als Wachtstube. In der Vorhalle lagen halbzertrümmerte Mobilien auf- und übereinander geschichtet; die äussere Türe war verschlossen und wurde jedem Eintretenden von einem hiefür besonders beorderten Offizier geöffnet, damit der Zu drang nicht übermässig wurde. Trat ein Trupp Leute heraus, so öffnete er und andere konnten eintreten. Es dauerte eine gute Weile, bis ich Einlass erhalten konnte. Unterdes genoss ich von dieser Anhöhe herab eine unvergleichliche Aussicht über den Flecken Schwyz, die umliegenden Dörfer, über das Tal gegen Lowerz, auf die Ebene gegen Brunnen bis an den Vierwaldstättersee und ringsum die bekannten Bergstöcke, hinter denen die beschneiten Gebirge feierlich hervorschauten. Es war ein wunderschöner Sonntagnachmittag, von dem blanken Sonnenlicht am unbewölkten Himmel beleuchtet. Ich konnte mich kaum sattsehen. Einen seltsamen Kontrast bildete das Wogen und Klirren des zahlreichen Militärs; vor dem Collegium standen nicht weniger als 12 blanke Hauptitzen aufgepflanzt, welche der ganzen Umgebung zur eigentümlichen und seltsamen Zierde gereichten!

Nun öffnete sich endlich die Pforte und ich trete hinein; hinter mir wird sie alsobald wieder abgeschlossen. Das

weitläufige Gebäude hat drei Stockwerke und jedes derselben ist in eine Menge von Zimmern, Kammern und andern Räumlichkeiten verschiedenen Umfangs eingeteilt. Von der nördlichen Seite bis gegen die Kirche zieht sich auf allen 3 Stockwerken ein langer Gang hin. Zuerst sah ich mich im Erdgeschoss etwas näher um. Schon hier lagen eine Menge hausrätlicher Gegenstände, teils noch unversehrt, teils beschädigt, umher. Bunter war der Anblick in den oberen Etagen. Auf dem Gang erblickte ich am Boden die Überreste eines Herbariums, einer Mineralogie und einer Hausapotheke, deren zerschlagenen Gläser einen scharfen Geruch von ihrem einstigen Inhalt von sich gaben; die Apparate eines kleinen Laboratoriums bedeckten in einer Unzahl von Bruchstücken Gang und Treppen. So beschaffen stellte sich der Vorhof dar. Trat man aus demselben in die Zimmer und Säle, so ergriff einen ein wahres Grausen ob dem Anblick dessen, was da vorgegangen sein musste und wovon die Beweise noch deutlich vor jedermanns Augen offen lagen. Der Fussboden war mit Schriften und Büchern aller Art wie besät; ja an vielen Stellen hatte man einige Mühe, nur hindurchzukommen. Ich besah mir viele derselben, die alten Klassiker der Römer und Griechen hatten unter Tischen und Bänken ihren Platz gefunden; an sie reihten sich die literarischen Produkte der neueren Autoren in den geläufigsten Conversationssprachen; weiterhin hob ich Schreibhefte der Jesuitenzöglinge auf, oder zerrissene Tagebücher derselben oder Vokabularien, auch geometrische- oder Handzeichnungen, eine ziemliche Anzahl von das Collegium beschlagenden Schriften stand jedem Besucher zum Gebote, z.B. Statuten, Pläne des Gebäudes, Fest- und Einweihungsbeschreibungen, es würde ermüden, alle diese namentlich aufzuführen; was nur an Druckschriften und an Manuskripten im

ganzen weitläufigen Hause sich vorgefunden hatte, war hervorgeholt und umhergestreut worden. Daneben fanden sich kostbare physikalische Apparate, die man von Grund aus zerstört und damit völlig unbrauchbar gemacht hatte; so z.B. eine schöne, kürzlich neu angeschaffte Elektrisiermaschine, deren Fragmente kaum mehr zu erkennen waren, dass sie einst zu derselben gehört und ein Ganzes mit ihr gebildet. Es ist im Collegium nicht ein Kasten, nicht eine Schublade gewesen, die nicht geöffnet oder erbrochen und ihr Inhalt hinausgeworfen worden wäre. In einem Zimmer stand an der Wand ein schönes Ölgemälde, das man von oben bis unten durchgeschnitten hatte. Transparents, Inschriften und gemalte Kulissen lagen zerstückt am Boden; unter ihnen fielen diejenigen am meisten auf, welche auf die Einweihungsfeier der Anstalt Bezug hatten. Künstliche Blumen, aus Zeug geschnitzt und gemalt, von allen Sorten, konnten in Menge durcheinander gemischt auf gelesen werden. Sie waren aus ihrem Gewahrsam genommen und auch überall umhergeworfen worden. - Die Soldaten gingen und standen, die Gegenstände alle aufhebend und erlesend; einige hielten mir ein Buch hin und fragten, was das sei; es war ein Buch in altgriechischer Sprache; das können wir nicht brauchen, fügten sie bei, und wollen uns daher etwas anderes aussuchen. So nahm gewiss fast jeder ein Andenken aus dem Jesuitenkollegium zu Schwyz mit sich und brachte es nach Hause als eine Trophäe. Durch dieses Herumsuchen, welches wohl mehrer Tage hindurch dauerte, waren die Sachen alle natürlich in noch grössere Unordnung geraten. In einem geräumigen Lehrsaal sah ich viele Soldaten hinter den Schultischen sitzen und schreiben; sie hatten sich nämlich den unentgeltlichen Vorrat an Schreibmaterialien zunutze gemacht und schrieben bei diesem Anlass Briefe in ihre Heimat. Es gewähr-

ten die emsig Schreibenden und unter ihnen herrschende Stille im Gegensatz zu dem anhaltenden Getöse im übrigen Gebäude einen seltsamen Anblick. Ich stieg nun bis auf den Estrich; neben demselben waren einige grössere Räumlichkeiten angebracht; welche zur Aufbewahrung verschiedener Gegenstände sowohl für Unterricht als für das Hauswesen dienten; daselbst lagen zertrümmerte Lampen am Boden, das Oel hingegossen. Auf diesem Estrich befanden sich die Schlafstätten der Zöglinge, welche aus kleinen Gehäusen bestanden und miteinander verbunden waren; in jeder derselben sah ich ausser einem Tischchen, Stuhl und Waschapparat eine solide Bettstatt, welche indes nur noch Heu in sich hatte; denn die Betten waren von den Zerstörern des Collegiums, wie es heisst, auf die Seite geschafft, d.h. gestohlen worden!

Vom obersten Stockwerk aus gelangte man auf die Emporkirche, hier stand eine kleine Positivorgel, welche von Soldaten, die etwas davon kannten, gespielt wurde; allmählich wurden sie dessen überdrüssig und fingen an, das Instrument zu beschädigen und in seine einzelnen Teile zu zerlegen, auf diese Weise kam manche Orgelpfeife in die übrige Schweiz hinaus; aber damit wurde das Werk ebenfalls unbrauchbar und wirklich vernahm ich des folgenden Tags dass es völlig demoliert worden sei. Der Gang führte in das Schiff der Kirche, zu welchem man durch eine Türe unter der Emporkirche gelangte, diese Türe war verschlossen; ein Soldat aber schlug mit seiner Faust ein Stück vom Täfelwerk heraus und schlüpfte sofort mit andern durch die Öffnung hinein, ich mochte nicht nachfolgen und kehrte wieder um; nach einer Weile fand sich die Türe in Form rechtens aufgeschlossen, und jetzt trat ich auch ein. Die Kirche ist schön, gross, modern gebaut d.h. ohne alle Malerei, nur gegipst, also blendend weiss; sie hat einige Seitenaltäre, eine

modeste Kanzel und einen einfach geschmückten Hauptaltar; ein kolossales Gemälde über letzterem war noch von den Jesuiten beizeiten in Sicherheit gebracht worden. Einzig die vergoldete stand noch an ihrem Ort; überhaupt hatten jene alle nur einigermaßen kostbaren Verzierungen, Gefässe und ähnliches noch wegzuschaffen für gut befunden. Dies sah man deutlich. Geringeren Schmuck liessen sie zurück. Das Militär schlug seine Hand darüber und was in die Augen glänzte, ohne niet – oder nagelfest zu sein, verschwand im nächsten Augenblick. So die künstlichen Blumen, welche in hohen, glänzenden Vasen auf den Altären standen. Als ich mich einmal umsah, waren sie unsichtbar geworden. Auch Rollen von Musikblättern erblickte ich in mancher Hand. Da der Zutritt überall offen stand, so durchstreifte man den hintersten Winkel, ob noch etwas Habhaftes zu finden wäre. Während ich im Schiff der Kirche umherging, warfen mutwillige Soldaten mehrere Musikpulte von der Emporkirche in dasselbe hinunter und je ärger das dadurch verursachte Gepolter war und je mehrere Scheiben zerbrochen nach allen Seiten hinfliegen, in desto schallenderes Gelächter erhoben die erwachsenen Buben. Dies entrüstete mich und mit lauter Stimme verwies ich ihnen den boshaften Mutwillen; sie waren darob verblüfft und zogen sich eiligst zurück. In der Mitte des Schiffs war eine viereckige Öffnung und neben derselben lag eine breite Platte, welche zum Schliessen diente; eine lange steinerne Treppe führte tief hinab. Ich sann darüber nach, was das wohl sein möchte, da trat ein Soldat zu mir und sagte geheimnisvoll: „Wollen Sie nicht hinabsteigen? Es liegt ein Leichnam da drunten!“ Der Sinn seiner Worte war für mich nicht deutlich; ich dachte fast an einen Gemordeten, der von den Jesuiten in der Tiefe verschafft worden sei. Ich stieg hinab, allein auf der Mitte

der Treppe wurde es mir unheimlich zumute, denn ein Modergeruch wehte mir entgegen; ich ging wieder zurück, da anerbote sich der Soldat, mich zu begleiten; wir stiegen zusammen in die schaurige Tiefe, nur eine düstere Öllampe auf dem Boden erhellte spärlich die dichte Finsternis; gerade vor uns hin an der Mauer stand ein langes und hohes bretternes Gestell, das in viele Fächer, das vorn offen ist, eingeteilt war. Der Soldat hiess mich auf einen gebrechlichen Stuhl steigen; nun zündete er mit dem Lämpchen in die Höhe; da stand in einem dieser Vierecke ein mit gefärbtem Papier ausgestaffierter Sarg vor meinen Augen. „Hier ist der Leichnam,“ sagte leise mein Begleiter. Ich sah näher hin und erblickte den Deckel vom Sarg halb abgehoben, ich bückte mich tiefer hinab und beim Schimmer des schwachen Lichts erkannte ich einen gestorbenen Jesuiten ganz deutlich; er trug sein Ordenskleid; die Gesichtszüge zeigten sich noch wenig entstellt; der Sarg war bis an den Rand mit ungelöschtem Kalk angefüllt. Deutlich sah ich die Spuren daran, wie frevelnde Hände in demselben herumgewühlt hatten. Sogar die Ruhe der Toten war also in diesen Tagen von vandalischen Menschen gestört worden! Ein Schauer durchdrang mich; schnell stieg ich vom Stuhl hinab und wir beide eilten an die frische Luft hinauf in die Kirche. - Jenes Brettergerüst, sagte man mir an demselben Tag, war die Begräbnisstätte der hierseitigen Jesuiten und der gesehne Leichnam war einer derselben, namens Drack, welcher vor etwa 1 ½ Jahren gestorben und als erster hier hineingelegt worden sei. Jeder Sarg wird in eines der Vierecke hineingeschoben und sodann die vordere Öffnung mit einem Brettstück, das den Anfangsbuchstaben des Geschlechtsnamens vom Gestorbenen trägt, zugenagelt. Dieses Brettchen war von den ersten, die in diese Tiefe hinabstiegen, weggerissen, der Sarg entdeckt und von ihnen un-

tersucht worden; sehr wahrscheinlich witterten sie hier unten Geld, oder wichtige Papiere, oder sonst Dinge, die des Raubes wert gewesen wären.

Es gewann den Anschein, als ob unser Bataillon auch den nächsten Sonntag in Schwyz zubringen müsste und in diesem Fall wäre daselbst Militär – Gottesdienst gehalten worden. Zu dem Ende hin fragte ich vorläufig meinen Quartiergeber an, ob uns die Kirche im Flecken eingeräumt werden würde. Er äusserte dagegen mancherlei Bedenken. Um des gemeinen Volkes willen sei es nicht wohl ratsam, indem daraus Verdriesslichkeiten für die Geistlichen entstehen könnten; übrigens werde man gegen die eidg. Truppen nicht viel ausrichten, wollte auch Protestation erhoben werden; man müsste jetzt eben der Gewalt weichen; ich solle es daher womöglich auszuweichen suchen. Darauf wurde von mir vorgeschlagen, zu des Commissärs und seiner Kollegen Rechtfertigung ein ehemaliges Regierungsglied um die Erlaubnis anzusprechen, was ich gern übernehmen wolle. Er stimmte zu, indes beifügend, es werde dies geringes Gewicht in die Waagschale legen. Es war mir klar, dass der gute Herr starke konfessionelle Skrupel nährte, daher ich um seinetwillen selbst wünschte, die Hauptkirche möchte nicht von uns gebraucht werden müssen. Nichtsdestoweniger beschloss ich, das erwähnte Regierungsglied in dieser Angelegenheit zu sprechen und eigentlich den gegebenen Anlass zu benützen, die Person desselben einmal zu sehen und kennenzulernen. Es war nämlich der bekannte Landammann Abyberg, von dem hier die Rede ist, welcher in jenen Tagen durch seine unbegreifliche Untätigkeit, obwohl an der Spitze mehrerer trefflicher Bataillone und einiger Artillerie stehend, mit Recht sich den Vorwurf von Feigheit zugezogen hatte und auf dessen Haupt Verwünschungen und die Verachtung des ganzen Landes fielen. Abybergs stattd-

ches steinernes Haus steht etwas unterhalb des Jesuitencollegiums. Auf dem Wege zum letzteren führte der Fusspfad nahe bei demselben vorbei. Erst stand ich eine Weile vor dem Haus und schritt um dasselbe herum in den Garten, wo ein Mann arbeitete. Auf meine Frage, ob dies die Wohnung Herrn Abybergs sei, bejahte er es und ebenso dass sich derselbe bei Hause befinde. Ich ersuchte ihn, mich bei ihm anzumelden. Bald kam er mit dem Bericht wieder zurück, ich könne den Herrn Landammann sprechen, nur solle ich es kurz machen, indem er mit Geschäften überhäuft sei. Sogleich trat ich in das prächtige Zimmer, in dem zahlreiche Blumentöpfe und Pflanzen aller Art von der Liebhaberei seines Bewohners zeugten. Mein Eintreten geschah unter einer mässigen Verbeugung; Abyberg empfing mich mit einem leichten Kopfnicken, wobei er seine beiden Hände in die Hosentaschen gesteckt hielt. Der Mann hat einen schönen und hat eine Grösse bei ziemlicher Korpulenz; sein Kopf ähnelt einer Birne, etwa wie derjenige des Königs Louis Philipp; sein Angesicht ist stark gerötet und durch Blatternarben teilweise entstellt, ein Paar lebhaft Augen rollen unruhig hin und her; überhaupt scheint Abyberg von sehr heftiger Gemütsart zu sein; seine Kleidung war durchaus modern und stellte in ihm den demokratischen Aristokraten dar. Sein Hauptmerkmal aber ist der allbekannte Schnurrbart, welcher, obwohl jetzt dünner als ehemals, denn doch immer noch seinesgleichen sucht und kaum finden wird. - Bei meinem Eintritt blinzelte er schnell auf die eidg. Binde an meinem Arm, deren blosser Anblick höchst widerliche Empfindungen in ihm erregen musste. Ich begann also:

„Als Feldprediger eines hier liegenden eidg. Bataillons erlaube ich mir, bei Ihnen anzufragen, ob wir nötigenfalls in

der Kirche des Fleckens unsern Militärgottesdienst abhalten dürften.“

„Das ist meine Sache nicht,“ erwiderte er, „darüber zu entscheiden. Fragen Sie beim Hrn. Commissär an.“

„Bei diesem bin ich wirklich im Quartier und habe ihm bereits dieselbe Eröffnung gemacht. Allein er trägt einiges Bedenken.“

„Ja,“ fiel Abyberg lachend ein, „was will denn der Herr Commissär dagegen einwenden. Er mit seinem ganzen Klerisi würde ja nichts gegen die Truppen ausrichten,“ fügte er spöttelnd hin.

„Das sieht er selbst gar wohl ein,“ fuhr ich fort, „um ihn nun in den Augen des Publikums möglichst zu rechtfertigen, sofern er es geschehen lassen müsste, deswegen sind wir miteinander übereingekommen, Sie durch mich davon in Kenntnis zu setzen und ihre Zustimmung dafür einzuholen.“

Allein Abyberg warf die ganze Sache in den Schoss des bischöflichen Commissärs und entschlug sich derselben des bestimmtesten. Dies Ergebnis sah ich leicht voraus, es war mir nur darum zu tun, bei diesem Anlass dem Mann ins Auge sehen zu können. Meine Absicht war jetzt erreicht, und ich hätte mich nun verabschieden können. Allein gern wechselte ich noch einige Worte über den Ausgang des Gefechts voriger Woche. - Es entstand nun eine kurze Paus. Abyberg hiess mich niederzusetzen; ich lehnte es ab; wir standen einander immer gegenüber. Nach einigen gleichgültigen Redensarten über gegenseitiges Befinden und ähnliches sagte er mit Achselzucken: „Für einstweilen sind wir von der Gewalt erwürgt, es werden jedoch auch wieder bessere Tage kommen. Gegenwärtig ist keine freie, sondern eine geknechtete Schweiz.“ Ich bemühte mich, den Zustand in etwas günstigerem Licht darzustellen, als wie er ihm dormalen erscheine. Allein er liess sich im Geringsten nicht eines anderen be-

lehren. Ich erlaubte mir auch einige Einwendungen gegen den ehemaligen Sonderbund als Ursache des jetzigen Zustandes. „Hätte man uns sichere Garantien gegen fernere Freischarenzüge gegeben, wo wäre ein solches Bündnis nie entstanden,“ entgegnete er rasch, „und die Jesuiten?“ sagte ich. „Ihre Berufung ist überall nach dem 1815 Bund vor sich gegangen und nicht verfassungswidrig. Das ist ein konfessioneller Punkt, über den wir Katholiken allein das Recht des Entscheides besaßen.“ Ich fand nicht nötig, gegen dieses Argument aufzutreten; es hätte auch zu weitläufigeren Erörterungen führen können. - „Auffallend ist mir der so schnelle Ausgang des Krieges,“ fuhr ich fort, „und so geht es vielen andern auch. Man hat auf einen grösseren Widerstand von Seiten der kleinen Kantone zählen zu dürfen geglaubt nach all den Rüstungen, welche sie gemacht haben. Bei Meierskappel z.B. wickelte der Feind bald und ein verhältnismässiger Zuzug hätte den eidg. Truppen bei der für jene günstige Position genug zu tun gegeben. Warum sind Sie – das war eine kecke Frage – warum sind Sie bei Arth stehen geblieben, wie es allgemein heisst?“ Auf dieses hin erwiderte Abyberg mit scheinbar gleichgültiger Miene, aber doch in sichtlicher Verlegenheit: „Mein Vorrücken hätte doch nichts genützt, weil Meierskappel schon genommen war.“ „Doch vormittags 10 Uhr noch nicht,“ entgegnete ich. Darauf schwieg er. Ich mochte ihn nicht länger belästigen und empfahl mich. Unsere Unterredung hatte wenig mehr als 10 Minuten gedauert. – Abyberg erschien mir wie ein leichtsinniger Spieler, der sich über einen ungeheuren Verlust mit kaltem Blute damit tröstet, bei der nächsten Partie wieder gewinnen zu können. Von klarer Überzeugung in der Wahrheit der lästig verfochtenen Sache, von einem inneren Schmerz über deren Besiegung, von einer edlen Gebeugtheit der höchsten obrigkeitlichen Ma-

gistratsperson beim Anblick des Landesunglücks fand ich an ihm sozusagen keine Spur, am allerwenigsten aber Zeichen und Äusserungen einer wenn auch niedergekämpften religiösen Begeisterung, die unter den damaligen Umständen durchaus nicht fehlen durfte. Kurz, der Mann hat auf mich nur einen ungünstigen Eindruck gemacht. - So waren die meisten Leiter und Führer der Sonderbundskantone. Wie liess sich da ein Sieg, oder sogar nur eine glorreiche Niederlage auch von ferne denken! In Abyberg fand ich den deutlichsten Aufschluss über die so schnelle und fast unblutige Besiegung des Sonderbundes und aus diesem Grund ist mir meine Unterredung mit ihm von wichtiger Bedeutung.

Wenn schon die Führer solche Gesinnung haben, die sie nicht haben sollten hingegen diejenigen ihnen fehlen, welche sie beseelen müssten, was lässt sich von der grossen Masse des Volks erwarten! Mein Besuch bei Abyberg ist mir von gewisser Seite her sehr ungnädig aufgenommen worden. Ich hatte nämlich desselben gelegentlich vor unserem Bataillonsarzt Erwähnung getan. Durch diesem kam es dem Oberst zu Ohren, welcher später einmal in dem Saal, wo ich am Ofen stand - es geschah im Kloster Einsiedeln - schnell auf mich zuschritt und forschend und rasch sagte: „Ich habe gehört, dass Sie in Schwyz bei Abyberg gewesen seien?“ „Allerdings,“ erwiderte ich getrost und gab die Veranlassung zu dem Besuch an. Jener fügte bei: „Aber Abyberg hat sich doch schlecht gehalten.“ „Als ein Wicht benahm er sich,“ versetzte ich. Dieses Urteil hatte er nicht von mir erwartet und liess von mir ab. Mir aber stieg der Gedanke auf, dass sich gewisse andere Obersten, die mir sehr nahe standen, auch nicht am vorteilhaftesten ausgezeichnet hätten. Diese wittern jetzt in meinem damaligen Schritt Conspiration gegen das Vaterland! –

Mein Aufenthalt im Flecken Schwyz war ein überaus angenehmer, der durch die freundlichste Witterung noch um vieles erhöht wurde. Ich unternahm Spaziergänge in die Umgegend, wohnte Truppenbewegungen bei, besuchte fast täglich die dortige Kirche, wo sich zu jeder Stunde Militär einfand, spielte häufig auf der imposanten Orgel, besichtigte die merkwürdigsten Gebäude, mischte mich in das lebhafteste Soldatengewühl, wo mancherlei zu beobachten war, ergötzte mich an unserer trefflichen Feldmusik, die den Divisionär begleitete, ging im Quartier einiger Commilitonen ein und aus, stattete mit dem Arzt bei einem Kranken Besuch ab, las in den Morgenstunden in der Bibel und merkte mir die Texte, die mich in keinen Anklagezustand versetzen konnten, des Abends aber unterhielt ich mich mit meinen Hausgenossen. Der Hr. bischöfl. Commissar ward immer zutraulicher. Über die damaligen Verhältnisse äusserte er sich meist: „Es ist bei allem Unglück doch ein Glück, dass unser Volk keine grosse Not im Kampf gelitten hat!“ Ein andermal sagte er: „Man hätte sich eigentlich mit den Jesuiten in Schwyz begnügen können und die in Luzern um des Friedens willen fahren lassen können; aber es sollte eben erzwungen werden.“ – Ob der gute Mann acht Tage vorher auch so geredet hat, ist mehr als zweifelhaft. Gelegentlich bat er mich, ihn, wo er etwa verunglimpft werden sollte, in Schutz zu nehmen, da ich ja jetzt sehe, dass er durchaus kein leidenschaftlicher Mann sei. Ich konnte dies gar wohl versprechen, hatte indes ein Anlass, mein Versprechen zu erfüllen. – In einem Gespräch über konfessionelle Verhältnisse sprach er sich dahin aus, dass Katholiken und Reformierte gegenwärtig allen Streit unter sich fahren lassen sollten, um gegen den gemeinschaftlichen Feind der christlichen Religion überhaupt, der immer lauter sein Haupt erhebe, aus allen Kräften aufzutreten. Dieser An-

sicht pflichtete ich aus voller Überzeugung bei. Nur untersagte mir die Gastfreundschaft, deren ich hier genoss, wider die blinden Eiferer in der katholischen Kirche gegen die evangelische Confession, mit deren sie sich nie aufrichtig, selbst nicht zum Schein auf die Dauer, würden befreunden wollen, vorzubringen. Der Herr Commissar seinerseits konnte unter dem fühlbaren Druck der eidg. Okkupation auch nicht so vom Herzen weg sich über das aussprechen, was ihn gegen unsere Kirche einnehmen musste. Man blieb dennoch einander gegenseitig immer etwas schuldig, weswegen die gefallenen Äusserungen nicht das Gepräge der Unbefangenheit trugen, welches ihnen bei veränderter Sachlage gewiss nicht gefehlt hätte.

Nur ungern vernahm ich am 4. Dez. den Befehl, unser Standquartier heut noch zu vertauschen. Es war dies indes ein schlechter Tausch. Das Bataillon marschierte nämlich in das 1 Stunde entfernte Brunnen, nachdem es auf einer weiten Allmend noch lange hatte manövrieren müssen. Brunnen ist nur eine Filiale oder Kaplanei, sonst bekanntlich ein stattlicher Ort in herrlicher Lage am Vierwaldstättersee. Es hat hier einige bedeutende Gasthöfe, von diesen hielt ich mich fern und suchte auf Weisung der gegebenen Erlaubnis des Oberst ein Pfarrhaus, wo ein heizbares Zimmer zu finden wäre. Zu diesem Ende hin verfügte Ich mich nach dem eine viertel Stunde gegen Schwyz hin gelegene Ingenbohl, der Mutterkirche von Brunnen. Das dortige Quartieramt gab mir ein Billett an den Ortspfarrer, einen freundlichen Mann, der mir zwar den Tisch zusicherte, dagegen kein Bette mehr verabfolgen konnte, weil er bereits 3 Offiziere im Logis hatte. Gefälligerweise nahm er mit seinem Helfer Rücksprache, der mir sofort eine Schlafstelle in seinem Hause einräumte; bei jenem dagegen hatte ich ein warmes Zimmer mit Kost, welche eigentlich nicht gegeben werden

musste, wenigstens nicht unentgeltlich; allein die meisten Quartiergeber hatten der richtigen Takt, die Offiziere auch zu Tische zu laden; oft kamen diese Einladungen, da jene vom Inhalt des eidg. Reglements über Verpflegung grösstenteils nichts wussten. Überdies machten sie mit solcher Zuvorkommenheit gutes Wetter bei den unwillkommenen Gästen.

Über dem Einräumen im zwiefachen Quartier war inzwischen der späte Abend herangerückt. Der Oberst hatte auf morgen einen Gottesdienst angeordnet. Deswegen setzte ich mich des Nachts noch hin und schrieb eine kurze Predigt, oder vielmehr nur ein etwas weitläufigeres Schema zu einer solchen; das Thema im Allgemeinen war mir durch den Ausgang des Kampfes in letztverflossener Woche von selbst gegeben. Ich wollte gleichsam nur als Motto zum Text 1. Sam. II. 6 und 7; denn bei der äusserst spärlich zugemessenen Zeit und nach dem unruhigen Treiben des ganzen Tages konnte von einlässlicher Meditation und ebenso von sorgfältiger Ausarbeitung eines Vortrags keine Rede sein. Da muss man sich wirklich auf den Geist verlassen, nämlich nicht auf den eigenen. Der Gottesdienst ging unter den gewöhnlichen, schon von mir geschilderten Förmlichkeit vor sich. Weil drei Kompanien unseres Bataillons in dem entfernten Muotatal lagen, so wohnte nur die Hälfte der Truppen demselben bei. Es war der 5. Dez. zum ersten mal sangen wir nicht, weil man so anfangs nicht recht getraute, ohne Gesangbücher zu singen; ich bereute es nachher; denn das Getöse und Gekirre wollte kein Ende nehmen und nur nach völlig eingetretener Ruhe mochte ich die Kanzel besteigen; da hätte zur Anbahnung von Stille ein Gesang gut gedient, auch abgesehen von seiner tieferen Bedeutung. Heute waren wir zum ersten Mal in einem katholischen Gotteshaus versammelt, was mir Veranlassung gab, in der Einleitung das Un-

terscheidende im römischen und im evangelischen Kultus hervorzuheben; davon ging ich auf die jüngste Vergangenheit über und zeigte, wie wir heute im Blick auf dieselbe und auf die Zukunft vor dem Allmächtigen treten sollen, nämlich:

1. mit einer christlichen Trauer, weil mehrere von uns im Kampf geblieben, andere schwer getroffen worden sind. Unsere Trauer verbinde sich mit der Hoffnung ihres seligen Hingangs und dass der barmherzige Gott ihre Angehörigen trösten möge.

2. Mit einem christlichen Dank gegen Gott, der uns allein und blindes Ungefähr so gnädig vor Tod und Wunden bewahrt habe; Dank für die bisherige Erhaltung unserer Gesundheit bei allen Entbehrungen der jüngsten Zeit.

3. Mit einem christlichen Gebet, dass der Ewige aus dem beendigten Kampf bleibende Früchte des Friedens und der wahrhaften Bruderliebe für des Vaterlandes Heil möge hervorgehen lassen.

Nachmittags machte ich dem Oberst die übliche Aufwartung, er bezeigte sich äusserst freundlich und äusserte seinen Beifall über diese Predigt, weil ich in derselben unserer gefallenen Gefährten gedacht hätte. Sein Lob war ganz geeignet, mich ein wenig zu erheitern, indes musste es nach dem früheren ungerechten Tadel über eine andere Predigt doch etwas schwach und zweifelhaft sein. Nun, ich war froh, wenigstens diesmal es auch den Gegnern getroffen zu haben, ohne dass ich ihren sonstigen Grundsätzen hätte huldigen müssen. Des Obersten Beifall war nicht erkaufte durch geschmeidige Unterwerfung unter seine höchst mangelhaften Ansichten über den Wert einer christlichen Predigt, sei dieselbe auch ein Kasualfall oder nicht.

Mein Aufenthalt in Ingenbohl war nicht angenehm. Beim Pfarrer speiste, beim Helfer logierte und beim Schullehrer musizierte ich; letzteres Vergnügen war mir nach so langer Entbehrung ein wahres Labsal; der Lehrer hatte ein gutes Klavier und sang nicht übel; auch der Helfer produzierte sich; dazu kam noch eine Gitarre, die jener spielte. So setzte es eine Art Konzert ab; denn auch eine Sopranistin fehlte nicht. Als Erfrischung stellte der Lehrer, welcher uns auf einen Abend eingeladen hatte, Most, Käs und Brot auf. Bis tief in die Nacht hinein sassen wir fröhlich beisammen. Der Helfer war ein junger, lustiger Mann, fast zu munter für seine amtliche Stellung und unter Cötualen. Er versah ausser den kirchlichen Funktionen auch noch den Schuldienst. Der Pfarrer dagegen zeigte viel Ansehen, mit mildem Ernst gepaart, er stand in den mittleren Jahren. Über den Sonderbund und überhaupt über die Politik der gestürzten Landesregierung äusserte er sich nicht gar günstig, wiewohl der Ausgang des Feldzugs auf sein Urteil nicht ohne Einfluss gewesen sein mochte. Namentlich beklagte er sich wiederholt darüber, dass die Obrigkeit sich zu bedienen ein Anstand genommen und jedem Pfarrer zugemutet habe, diese politischen Tendenzen zum Gegenstand der Predigt zu machen. Da hätte sich der einzelne Geistliche nicht ohne Gefahr solchem Ansinnen entziehen können. Indes sei dies doch einmal von ihm – dem Pfarrer – geschehen; als er sich nämlich um Gründung des schwyzerischen Volksvereins gehandelt, habe die Regierung an alle Pfarrer die Aufforderung ergehen lassen, demselben nicht bloss selbst beizutreten, sondern auch von der Kanzel herab und bei Gelegenheit die Leute über den Zweck der Verbindung zu belehren. Allein das sei ihm denn doch zu viel gewesen und daher habe er die gemachte Zumutung von sich abgelehnt. Sonst war dieser Mann ein

strenger Katholik und politisch mit dem System der ehemals an der Spitze stehenden Regierung einverstanden. Desto auffallender und bezeichnender mussten mir seine diesfälligen Äusserungen sein.

Da nicht vorauszusehen war, dass unser Bataillon auch einmal nach Luzern beordert werden würde, und ich doch den Sitz des ehemaligen Sonderbunds in seiner jetzigen Gestalt gern gesehen hätte, so beschloss ich, nach eingeholter Erlaubnis vom Oberst, von Brunnen aus ein Abstecher nach jener Stadt zu unternehmen. Den 7. Dez. abends bei finsterner Nacht bestieg ich das Dampfschiff. Eine nahe Anverwandte des Hauptmanns Auf der Mauer, welcher bekanntlich vor Beginn des Sonderbundskriegs als Befehlshaber eines Korps Schwyzertruppen bei Grinau auf so geheimnisvolle Weise (sehr wahrscheinlich durch Selbstmord) gestorben war, fuhr mit. Auch die Rückreise machten wir miteinander. In Luzern fand ich kein Unterkommen mehr, weil die Gasthöfe alle angefüllt waren mit Militär. Daher war es mir erwünscht, als mich die Eltern der Erwähnten in ihr Haus aufnahmen und gastfreundlich bewirteten. - Den folgenden Vormittag benutzte ich zu einem Ausflug nach dem berühmt gewordenen Gisikon. Es war ziemlich kalt und der Weg für den Fussgänger beschwerlich. Die Entfernung von Luzern beträgt 2 ½ Stunden. Auf der Strasse stiess ich auf das zürcherische Bataillon Fähi, welches auf dem Marsch in die Heimat begriffen war. Mit eigentlicher Begierde eilte ich der klassischen Stelle zu. Schon eine Strecke vor dem Ort nahm ich Spuren des zerstörenden Kampfes wahr; ein Haus war ganz abgebrannt und ein anderes zur Hälfte demoliert. Die Brücke bei Gisikon war in bedenklichem Zustand, der Fussboden völlig losgemacht und kaum mehr den Durchgang gestattend; die beiden Seitenwände von Kanonenkugeldurchlöchert und eine Menge Bretter teils weggerissen,

teils halb zersplittert. Jenseits der Brücke sah ich die grosse Schanze, oder vielmehr nur die Überreste derselben; sie hatte einen solchen Umfang, dass wohl ein halbes Bataillon Infanterie darin Raum gefunden haben würde. Dicht neben der Brücke auf dem rechten Ufer der Reuss steht ein Wirtshaus, welches von den eidg. Truppen besonders hart mitgenommen worden war. Denn kein einziges Fenster sah ich mehr, auch keine Fensterläden; alles bewegliche Gut wurde entweder fortgetragen oder zertrümmert; Glaswaren, Porzellangeschirr – kurz, der unbedeutendste Gegenstand musste büssen. Ich durchlief alle Räumlichkeiten des Hauses von oben bis unten und erblickte nichts als die kahlen Wände. Einige Türen mussten mit Gewalt erbrochen worden sein.

Weitere Verschanzungen, grösstenteils abgetragen, lagen rechts und links der Strasse auf verschiedenen Punkten. Ich ging bis Honau, hier erhebt sich eine Anhöhe, welche ich bestieg; auf derselben steht ein stattliches Bauernhaus, welches während der heftigen Kanonade stark gelitten hatte. So fuhr eine Kanonenkugel durch das dünne Riegelwerk in die Stube, aus welcher die Mutter kurz vorher ihre Kinderschar geflüchtet hatte, drang in die gegenüberliegende Wand, flog durch den Gang und schlug noch einmal in eine Mauer, durch welche sie in die Kammer fiel. Die Öffnungen waren noch zu sehen. Zwischen diesem Haus und einem Schweinestall hatte sich eine eidg. Batterie aufgepflanzt, von wo sie die feindlichen Schanzen heftig beschoss. Halb angebrannte Balken am Schweinestall waren die noch sichtbaren Zeichen daran. Wenige Schritte weit entfernt sah ich eine Brandstätte; eine grosse Scheune mit vielen Vorräten war am 23. Nov. in Feuer aufgegangen; nicht infolge der Beschiesung, wie man mir sagte, sondern aus Fahrlässigkeit oder Mutwillen der eidg. Truppen.

Nachdem ich die Lokalitäten alle genau besehen, kehrte ich nach der Stadt zurück. Den Rest des Tages verwannte ich auf Besichtigung einiger merkwürdigen Stätten. Zuerst liess ich mich in den bekannten Kesselturm führen. Im Erdgeschoss ist das Gefängnis von Dr. Steiger, eine ziemlich geräumige, hohe Zelle von Mauern; durch ein fast an der Diele oben angebrachtes Gitter fällt soviel Licht in diesen Raum, dass man ordentlich sehen und schreiben kann; auch steht ein Ofen da, dieselbe zu erwärmen. Ein Bett ist in einer Ecke aufgestellt; an der Wand hing noch ein dürrer Blumenkranz, welchen Stiegers Kinder einst ihrem Vater ins Gefängnis gebracht haben sollen. Auch die jetzt frisch übertünchte Stelle, durch welche jener angesehene Gefangene einst die Flucht ergriffen hatte, sah ich mit der Aufschrift „Steigers Loch.“ – Auf dem Wege nach dem Kesselturm liegt Siegwarts Haus, dessen Fensterladen aber alle geschlossen waren, eine Schildwache wehrte jedem den Eingang in die Wohnung, welche ich gern in Augenschein genommen hätte. Einen Spaziergang gegen den Gütsch hin unterbrach die Abenddämmerung. Indes besuchte ich noch die mir schon bekannte Hofkirche und die Jesuitenkirche. – Militär lag noch viel in der Stadt; die Division Ziegler hatte im Schweizerhof ihr Stabsquartier; vor demselben standen ungefähr ein Dutzend Haubitzen aufgestellt. – Die Stimmung des Publikums war natürlich eidgenössisch und jede andere Meinung musste sich in den hintersten Winkel verkriechen; darum zeigte die Gestalt der Stadt in jenen Tagen teilweise viel Drückendes und Bangendes; dies entnahm man jedoch nur aus einzelnen Äusserungen.

Ich machte mehrer Läufe durch verschiedene Strassen und begegnete überall Soldaten; den späteren Abend bracht ich in einem Kaffee zu und quälte mich mit Langeweile, indem mir nicht ein Mensch daselbst bekannt

war. – Morgens 5 Uhr des folgenden Tages fuhr das Dampfschiff ab und etwas nach 7 Uhr befand ich mich wieder in Brunnen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen hatten thurgauische Soldaten die Wachposten unseres Bataillons bezogen; erst im Quartier löste sich das Rätsel. Der Oberst hatte aus Versehen die Order, das Standquartier auf heute zu verändern, erhalten, während er schon Tags vorher hätte aufbrechen sollen. Dies Versehen wurde höheren Ortes noch bemerkt und wurde nun dadurch wieder gutgemacht, dass das Bataillon plötzlich gestern aufbrechen musste. Ich packte nun eilends meinen Koffer ein und ging auch ab. Der gefällige Pfarrhelfer begleitete mich bis über Schwyz hinaus, wo wir noch ein Glas zusammen tranken. Ein Expresser trug mein Gepäck, das Bataillon war nach Einsiedeln marschiert, wo es zu bleiben hatte. Mein Marsch ging nach Steinen. Hier konnte ich meinen Koffer auf einen St. Galler Bagagewagen laden; daher wurde jetzt der Träger verabschiedet, und ich wanderte nun ganz allein die schöne Bergstrasse hinaus über Ecce homo nach dem Dorf Sattel. Dasselbst wurde über Mittag Rast gehalten. Truppen verschiedener Waffengattungen hatten sich im dortigen Wirtshaus postiert. Auf dieser Gebirgshöhe lag schon ziemlich tiefer Schnee. Der Weg war überdies schwierig für die Fussgänger. Bald einsam, bald in Gesellschaft vereinzelter Militärs zog ich rasch meines Weges. Auf der Hochebene blies ein scharfer Nordwind in mein Gesicht. Die Kälte war da oben auf einen hohen Grad gestiegen, wovon man unten im Tal fast nichts erfuhr. Auch der Schnee wurde immer tiefer, wodurch das Gehen sehr erschwert ward. Daher kam es mir recht erwünscht, als mich ein Scharfschützenleutnant einlud, auf einem mit 2 Pferden bespannten Leiterwagen, den er selbst mit gewandter und kräftiger Hand lenkte, zu steigen. Er hatte denselben zu irgend einem

Zweck requiriert und fuhr nun aus Liebhaberei als Knecht, zwar in der Uniform. Dieser Herr gehörte jener Appenzeller Scharfschützen-Kompanie an, welche am 23. Nov. bei Ibikon den hinter unserem fliehenden Bataillon herjagenden Feind zuerst zum Stehen gebracht und dann in die Flucht getrieben hatte. In seiner humoristischen, originellen Volkssprache erzählte er mir aus jener folgendes: „Als wir Ihr Bataillon fliehen sahen, konnte uns nichts mehr zurückhalten, den Feind von der Seite zu fassen, ob schon wir keine Order dazu hatten. Mancher unserer Leute schoss seinen Stutzer gegen denselben ab, ohne jedoch jedes Mal zu treffen. Nun zielte einer auf einen Alten unter den Sonderbündlern und fehlt. Darüber jauchzte Letzterer laut auf vor Freude und machte komische Sprünge wie ein Tänzer. Da dachte ich: Wart, Alter, ich will dir dein Tänzeln schon verleiden, lud meinen Stutzer, nahm jenen aufs Korn und paff – da lag er am Boden mausetot. Jetzt sagte ich: Gelt, jetzt tänzelst du nicht mehr.“ Ich hatte nicht geringsten Grund, an der Wahrheit dieses Vorfalles zu zweifeln, dabei aber überlief mich ein ungläubiges Gefühl, ein Schauer in Erinnerung jenes Tages.

Unter mancherlei Gesprächen fuhren wir in schnellem Trag hin durch die zunehmende Kälte. Meine Glieder waren halberstarrt, wogegen mir die endliche Ankunft im Rasthause, das in einer Vertiefung der Berge liegt, wohl zustatten kam. Das Zusammentreffen mit meinem Freund und Amtsbruder von Schaffhausen, der eine Bekannte beim Bataillon aus diesem Kanton aufzusuchen nach Schwyz reiste, erfreute mich. Indes durften wir uns kaum die Hand zum Willkomm reichen; denn alsobald entrückte ihn der Postwagen meinen Augen.

Hier nahm ich einige Erfrischungen zu mir und marschierte dann auf der

Strasse nach Einsiedeln weiter. Der Schnee lag in dieser Gegend so tief, dass man nur mit Schlitten durchzukommen vermochte. Ebenso war die Kälte fast grimmig. Noch vor dem Einbruch der Nacht langte ich dort müde an. Auf dem Quartieramt wies man mich ins Kloster, wo unsere Staboffiziere gerade die Zimmer in Augeschein und sofort in Beschlag nahmen. Das Bataillon war nämlich eine Stunde vor mir an dem weltberühmten Wallfahrtsort angekommen. Ich bezog ein geräumiges Gastzimmer mit der Aussicht in den Flecken hinab; indes war es unheizbar, wie die meisten Zimmer. Im Kloster ging es nun zu und her, wie die Bestimmung desselben es kaum vertrug. Allein kriegerische Zeiten nahmen keine Notiz davon. Schwer lasteten dieselben auf Meinrads Stätte, indes geschah dies ja nicht zum ersten Mal und damals kamen die Ordensbrüder nicht mit blosser eidg. Einquartierung weg, was freilich schon eine hübsche Summe ausmachte. Denn soviel ich hörte, fand die Hälfte unseres Bataillons im Kloster Kost und Logis; ein Teil der Truppen soll später vom Kloster auf seine Kosten in den Wirtshäusern untergebracht worden sein. Oft war ein ganzes Bataillon in demselben einquartiert. Nun – an Platz gebrach es nicht und ebenso wenig an Viktualien, wie am Geld. - Die Offiziere speisten zusammen in einem Saal; auch der Brigadestab befand sich eben mit uns da. - Bewirtung und Bedienung waren vortrefflich; selbst die Fastenspeisen, denen man sich unterziehen musste, konnte man sich ganz gut gefallen lassen. Mit Zuvorkommenheit standen die Klosterbediensteten jedem von uns stets zur Verfügung, wovon indes nur nötigenfalls Gebrauch gemacht wurde. Wir speisten einmal des Tags zusammen. Des Mittags leistete der Prälat Gesellschaft. Es ist derselbe ein Vierziger, von schönem Wuchs, geistreichen Auges, achtungsgebietender Haltung, edel in seinem ganzen äusseren

Benehmen. Bei Tische war die Unterhaltung in seiner Gegenwart meist geschraubt, weil man von den Tagesereignissen aus Delikatesse gegen ihn nicht gern viel sprechen mochte. Die Konversation beschlug deshalb sehr gewöhnliche Dinge, wenn der Prälat wegblieb. Weil am nächsten Sonntag Gottesdienst gehalten werden sollte, und ich in dem kalten Zimmer nicht hätte studieren können, so ward mir durch Vermittlung eines alten Mönchs, der seit vielen Jahren mit meiner Familie bekannt ist, in der Klausur eine warme Zelle eingeräumt, wofür ich dankbar zu sein Ursache hatte; denn nun konnte ich wieder für mich sein und etwas arbeiten. Zwar gewährte der Ort nach innen und aussen einen düsteren Anblick, vier Wochen hätte ich es hier nicht ausgehalten.

Der Aufenthalt in Einsiedeln drückte mich schwerer als irgendwo. Die Gegend winterlich und rau, das Klima empfindlich kalt; im Flecken nichts als Wirtshäuser und Soldaten; Schnee und Eis machten jeden entfernteren Spaziergang unmöglich. An Bekannten fehlte es mir gänzlich; bald trieb es mich aus der Zelle ins Freie hinaus, bald aus der Kälte wieder in den dunklen Winkel hinein. - Einmal ging ich ins Bierhaus mit, wo die Stube von Offizieren vollgestopft war. Es amüsierte mich wenig, dagegen die andern desto mehr, als einer der unsrigen ein Spiel durchführte, die „Schnitzelbank“ genannt, wobei nicht wenige und geringe Zoten zum Vorschein kamen. - Nach dem Nachtessen brachte ich gewöhnlich noch eine Stunde in der Zelle des erwähnten greisen Pater zu und fand bei ihm einige Unterhaltung. Des Tages wurde im Speisesaal oft gesungen und gespielt, zu welchem Behuf ein Klavier in dasselbe gestellt ward. Wir fanden in einem prächtigen Saal ein Billard vor, das von uns benützt wurde. Einmal produzierte sich in demselben die Militärmusik. Als die Instrumente ertönten, öffneten sich die Zellen au-

genblicklich und ein Mönch nach dem andern eilte über den Gang die Treppe hinab auf den Saal zu; es war, wie wenn ein Zauber sie ergriffe, denn mehrere von ihnen sah ich aufschwingen und sich wie zum Tanze herum-drehen. Diese Musik mochte für sie ein wahrer Leckerbissen sein. Übrigens war der Effekt in dem hochgewölbten Saal ausserordentlich. - Ich muss gestehen, dass mir Einsiedeln als Wallfahrtsort noch nie in so abstossender Gestalt erschienen ist wie damals. Die Krämerei in den Buden unterhalb des Klosters ekelte mich recht eigentlich an. - Den römischen Kultus durchschaute ich hier in seinem ganzen geistlosen Mechanismus, der für Geist und Herz fad ist und kalt lässt. In meiner Zelle erscholl schon morgens 3 Uhr der Horengesang von der Chorkapelle her; es war ein heidnisches Geplapper im eigentlichen Sinn, mochten auch die lateinischen Worte christlich-kirchliche Gedanken enthalten. Da musste ich mir selbst sagen: Nun, ein solcher Dienst kann beim Esigen unmöglich angenehm, noch für den Dienenden von innerem Gewinn sein. Wie viel erhabener ist dagegen unser Gottesdienst und auch erhebender! - Von der Galerie herab, welche rings um die innere Kirche führt, sah ich dem messelesenden Priester unverwandt zu; der Anblick seiner Bewegungen und Manipulationen machten auf mich einen höchst widrigen Eindruck, der Kulminationspunkt des katholischen Kultus erschien mir als ein tiefer und kläglicher; wie kann da Gemeinde und Geistlicher Erbauung finden oder geben! Wie viel würdiger und ernster kam mir daher die Abendmahlsfeier unserer evangelischen Kirche vor! Im Schiff der Kirche selbst steigert sich nun aber das römische Ceremonienwesen bis zur Abgötterei. Bekanntlich herrscht an diesem Wallfahrtsort der Mariendienst vor, welcher die berühmte marmorne Kapelle in der Kirche zum Mittelpunkt hat. Ich schweige von der göttlichen

Verehrung, welche das Pilgervolk dem schwarzen Bild der Madonna in derselben erweist. Gehen ja doch die Mönche des Klosters mir dem Beispiel voraus! Des Tages zweimal nämlich, um 9 Uhr morgens und abends 3 Uhr, geben sie der Maria in ihrem hölzernen Gebilde eine Ehre, die allein Gott gebührt. Ich wohne diesem Akte selbst einmal bei. Nachdem der Chorgesang hinter dem eisernen Gitterwerk, welches keinen Blick durchlässt, von ihnen vollendet ist, treten die Mönche aus dem oberen Chor durch eine geöffnete Seitentüre in die Kirche ein und schreiten unter Begleit der Orgel, nach Grösse und Alter gereiht, je zwei und zwei, die Klosterzöglinge voran, durch die weiten Hallen zur Marienkapelle hin, welche sich ihnen aufschliesst; es mochten ihrer damals etwa 24 sein, in dem engen Raum knien sie alle vor dem Bild nieder. Ich stand mitten unter ihnen. Nun begann die so genannte Marienandacht. Die Orgel verstummte. Die Mönche erhoben ihre gefalteten Hände hoch empor zu der geschnitzten Figur. Einer fing das Rezitativ an, worauf die übrigen nach gewissen Zwischenräumen einfielen. Der Gesang wurde in lateinischer Sprache gehalten. Aus den Blicken der Singenden, welche bald starr auf das Bild gerichtet waren, bald wieder sich zur Erde senkten, quoll eine Andacht, die eines besseren Dienstes würdig gewesen wäre. Dass sie nur eine erkünstelte, angewöhnte sei, mochte ich nicht denken. Wohl bei hundert Malen kam die direkte Anrede an Maria oder eigentlich an ihr Bild vor; der ganze Gesang, solange er andauerte, galt einzig demselben; keiner verwandte ein Auge von ihm. Diese Szene erfüllte mich mit Wehmut; denn es muss der Akt als wirkliche Anbetung, folglich als Bilderdienst, als Abgötterei jedem Unbefangenen erscheinen; da fühlte und erkannte ich recht lebhaft die Tiefe jenes Wortes, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Meinen inneren

Schmerz über solche Verwirrung, dem Geschöpf dieselbe Ehre zu geben wie dem Schöpfer, vermochte selbst die zum Schluss angestimmte wirklich erhebende Hymne nicht zu beseitigen; musikalisch betrachtet war dieser einfache Choral, von Männer- und Knabenstimmen ohne Mitwirkung irgend eines Instrumentes vorgetragen, wahrhaft ergreifend und aufs neue bestätigte sich mir der Satz, dass die reine menschliche Stimme, einigermassen ausgebildet, keines Hilfsmittels zur Verschönerung des gottesdienstlichen Gesangs bedarf, sondern sie ist in Sicht selbst hinlänglich genügend und bringt auf den Hörer einen sattsamen Eindruck hervor. Wie die Mönche zu der Andachtstätte gekommen waren, so zogen sie auch wieder ab.

Durch Mitwirkung des mehrerwähnten Paters wurde mir vom Dekan des Klosters, der darüber zu verfügen hatte, für den nächsten Militärgottesdienst die Klosterkirche zum Gebrauch zugesagt. Jedoch bedurfte es noch der besonderen Einwilligung von Seiten des Prälaten. In dieser Absicht verfügte ich mich auf sein Zimmer; er war freundlich, aber ernst, wie fast immer. In jenen Tagen hätte es kaum anders sein können. Ich trug ihm mein Anliegen vor. Zuerst sträubte er sich dagegen und verwies auf die Kapelle, wie er sich ausdrückte; diese, bemerkte ich, sei zu klein, denn ich meinte, er habe die neben dem Kloster stehende im Auge, allein er dachte an das neue Schulhaus des Fleckens, in welchem ein geräumiger Beetsaal war. Das Missverständnis löste sich erst Sonntagabends. Auf meine Einwendung also, dass die vermeintliche Kapelle unsere Soldaten nicht zu fassen vermöge, willigte er endlich in die Benützung der grossen Klosterkirche ein, nur könnte ich die gewöhnliche Kanzel nicht besteigen, weil von dort aus zu predigen sehr schwer sei, weswegen er eine kleine tragbare Kanzel, die auch oft gebraucht würde, in die Mitte der Kir-

che stellen zu lassen versprach. Meine Gegenbemerkung, dass mir das Predigen selbst von der gewöhnlichen Kanzel gewiss nicht schwer fallen werde, liess er unerwidert und lehnte sich kurz ab worauf die Sache ihr Verbleiben hatte. Ich war aber völlig befriedigt, nur soviel erlangt zu haben. - Der Organist des Klosters hatte sich bereit erklärt, unseren gottesdienstlichen Gesang mit der Orgel zu begleiten, zu welchem Ende hin ich ihm eine Partitur des 68. Liedes im zürcherischen Gesangbuch einhändigte. Auch die grosse Divisionsmusik war beordert, sich in der Klosterkirche einzufinden und mitzuwirken. Meinen Oberst hatte ich zur rechten Zeit von allen diesen Anordnungen in Kenntnis gesetzt und er gab denselben die volle Billigung. Es gereichte mir zur wahren Freude, an dem abgöttischen Wallfahrtsort im Angesichte der Bewohner Militärgottesdienst halten zu können, in welchem die wesentlichen evangelischen Elemente: Gebet, Gesang und Predigt sich schön ereinigten, um den Katholischen tatsächlich zu zeigen, dass wir Protestanten denn doch so weit nicht vom Reich Gottes entfernt seien. Um 10 Uhr vormittags am 12. Dez. sollte die Feier beginnen, nachdem der römische Sonntagskultus beendet gewesen. Die wenigen noch übrigen Minuten bis dahin verwandte ich auf das Memorieren meiner Predigt, hielt mich übrigens bereit, mit dem abholenden Offizier in die Kirche zu gehen, von der Galerie herab sah ich, dass die erwähnte Kanzel bereits am gehörigen Ort stand. Einer gewissen Angst konnte ich mich begreiflich kaum erwehren vor einem so feierlichen Akt, dennoch gewann zuletzt Ruhe und Freudigkeit die Oberhand. Die Messe ging dem Ende zu. Da trat der Aidemajor in meine Zelle und kündigte mir an. „Auf Befehl es Brigadier Ritter werde der Gottesdienst im Schulhaus gehalten.“ Diese Botschaft überraschte mich höchst unangenehm. Gründe für dieselbe

konnte der Überbringer nicht angeben. Ich verfügte ihn nun, dem Brigadier vorzustellen, dass alles schon angeordnet sei, weshalb er nicht davon abgehen möchte, umso viel weniger da der Prälat uns die Kirche bereitwillig eingeräumt habe. Jener ging, kam jedoch bald wieder mit dem Bericht zu mir, es habe bei dem Befehl sein Verbleiben. Alsobald ging ich selbst in das Zimmer des Brigadiers hinab, um mit ihm Rücksprache zu nehmen, allein hier war er schon nicht mehr; ein anwesender Stabsoffizier, dem ich meine Angelegenheit eröffnete, sagte, dass sich der Chef in der Klosterkirche befinde, der musizierten Messe beiwohnend.

Eilends kehrte ich jetzt nach meiner Zelle, setzte den Hut auf und stieg ebenso eilig die Treppe hinab, zum Kloster hinaus und in die Kirche, durchlief die Reihen der Anwesenden und – fand keinen Brigadier. Unverrichteter Sache verfügte ich mich wieder in die Zelle und zwar mit der Überzeugung, dass man mir unwürdigerweise einen Possen gespielt habe und dazu noch in einer wichtigen Angelegenheit. Denn dass sich der Brigadier absichtlich unsichtbar gemacht habe, war mir klar. Er mochte vielleicht seine triftigen Gründe für seine Order gehabt haben. Warum verfuhr er aber so, wie jedermann wird gestehen müssen, heimtückisch? Übrigens stand die Anordnung eines Militärgottesdienstes nicht zunächst bei ihm, sondern beim Bataillonsoberst; durch diesen hätte mir zum mindesten und zwar noch beizeiten, wie sichs geziemte, von der getroffenen Abänderung Kenntnis gegeben werden sollen, gerade letzterer aber war ja mit der ersten Anordnung durchaus einverstanden und stellte sich wenigstens, als ob er von den Entschliessungen des Brigadiers nichts wusste. Das ganze Machwerk war ich für einen Akt militärischen Despotismus zu halten geneigt, der auf eine so kleinliche Weise sein eisernes Zepter

über einen Feldprediger schwingen zu müssen meinte. – Bis heute blieb der erzählte Hergang für mich ein Geheimnis. - Mit solchen niederschlagenden und ebenso entrüstenden Betrachtungen schritt ich in meiner Zelle auf und ab, als ein Offizier mir das Geleite in den Gottesdienst zu geben eintrat. Wir schritten also auf das Schulgebäude zu, in dessen Erdgeschoss der Beetsaal lag. Dieses sehr geräumige Lokal war mit Leuten dicht angefüllt; ausser der Hälfte des Bataillons hatte sich noch anderes Militär eingefunden, überdies eine Menge Einwohner von Einsiedeln. Nur mit Mühe konnte ich mich durch die im Gang gedrängt stehende Volksmassen hindurchwinden; an der dem Eingang gegenüberstehenden Wand war ein einfach geschmückter Altar angebracht; vor dem selben mit gegen die Anwesenden gewandten Angesicht verrichtete ich das stille Gebet. - Nun sah ich mich nach einer Kanzel um, aber vergeblich. Jetzt schritt ich auf meinen Oberst zu und erklärte ihm halb unwillig, dass ohne eine Kanzel nicht wohl zu predigen sei. Er erwiderte: „Verrichten Sie dort vor dem Altar nur ein kurzes Gebet und dann mags gut sein.“ „Nun,“ war meine Entgegnung, „ich habe eine Predigt, und die muss gehalten werden.“ Aller Augen und Ohren richteten sich auf uns, so deutlich, dass es auch die Entferntesten verstehen konnten, äusserte ich meine gerechte Entrüstung über die Vereitelung durch den Brigadier und liess meiner Freimütigkeit in gemessenen Worten Lauf. Der Oberst geriet selbst in Verlegenheit und gab mir halb murmelnd Beifall. Ratlos nebeneinander stehend schlug ich vor, mit dem Militär sofort nach der Klosterkirche zu ziehen und da selbst den Gottesdienst zu halten. Er zögerte eine Weile mit dem Bescheid, indem eine solche Insubordination wie freilich mir selbst etwas bedenklich erscheinen mochte; eben, als er antworten wollte, rief ein Soldat: „Hier ist eine Kanzel.“ Die Rei-

hen des Militärs öffneten sich und erst jetzt konnten wir eine solche, von den Truppen, weil sie standen, bisher verdeckt gewesene Kanzel entdecken; sie stand auf den Bänken an der längeren Seite des Saals und schwankte nicht wenig, indem sie nur oberflächlich befestigt war. Ich bestieg sie und verlas sogleich die zwei ersten Verse des 68. Liedes in unserem Gesangbuch. Das Vorsingeramt fiel mir von selbst zu; der herrliche Choral wurde von dem Militär auswendig und vortrefflich gesungen. Dadurch fühlte ich mich auch in eine ruhigere und angenehmere Stimmung versetzt, was mir nach allem Vergangenen sehr notwendig war. Die auf das Gebet folgende Predigt war eine Adventspredigt über Jesaia IX. 6 und 7. Der Einleitung schickte ich, um meine sich legende Gemütsstimmung zum völligen Abschluss zu bringen, den Gedanken voraus, dass es eigentlich nicht darauf ankomme, wo die Christen Gottesdienst halten, wenn dieser nur in der rechten Andacht verrichtet werde. Damit wollte ich mir und der vereitelten Feier gleichsam eine Genugtuung geben. - Das Thema lautete: Christus, der wahre Friedensfürst. Ich schilderte ihn nach dem prophetischen Wort teils als den ersehnten und verheissenen, teils als den erschienen und versöhnenden. - Am Schluss der Predigt führte ich die Idee durch, wie auch das Vaterland nur dann das angestrebte Ziel erreichen werde, wennJesus Christus überall in seinen Teilen wahrhaftig aufgerichtet werde. - Die Betrachtung wurde mit ununterbrochener Aufmerksamkeit bis zum Ende von allen Anwesenden angehört, sodass ich hoffen durfte, sie habe in Manchen einen erwartenden Eindruck nicht verfehlt und darin lag denn für mich die berechtigte Satisfaktion um der erfahrenen Unbill willen.

Nachmittags fuhr ich mit einem unserer beiden Untervögte in die etwa 2 Stunden hinter Einsiedeln liegende Gegend, um einige daselbst krank liegen-

de Soldaten zu besuchen; denn die andere Hälfte des Bataillons lag hier im Quartier. Die Kutsche zu der Fahrt lieferte das Kloster, vor welche zwei Trainpferde gespannt wurden; ein Offiziersbedienter versah den Kutscherdienst. Der Weg war entsetzlich und teilweise gefährlich. Wir kamen nur zu zwei Ortschaften dieses abgelegenen Tallandes, nämlich Gross und Euthal, wo eine Kapelle steht. Hier stiegen wir aus und mussten bergauf und bergab, durch Schluchten und über eisbedeckte Bäche wandern, um in die weit umherzerstreuten Wohnungen zu gelangen. Dabei herrschte eine empfindliche Kälte, welche uns indes wegen des anstrengenden Laufens wenig zusetzte. Das Militär war jedenfalls in keiner beneidenswerten Lage bei der gegenwärtigen strengen Jahreszeit. Ein tief im Bett liegender Soldat dauerte mich recht innig, da oben auf hohem Berg in einer einsamen Hütte unter völlig fremden Leuten die Genesung abwarten zu müssen; indes benahmen sich die Quartiergeber sehr wohlwollend gegen ihn und bei unserem Abmarsch konnte er auf einen Schlitten gebracht und dem Bataillon nachgeführt werden.

Unseren Aufenthalt in Einsiedeln, der mit dem heutigen Sonntag zu Ende ging, sollte eine Lustbarkeit beschliessen, es war nämlich auf den Abend ein Offiziersball arrangiert worden. Schon beim Mittagessen hatte mir einer das Cirkular zur Unterschrift behufs meiner Teilnahme vorgelegt; allein ich lehnte die Einladung in Übereinstimmung mit meiner bisherigen Maxime bestimmt (ab). Nun drangen mehrere in mich, mitzumachen. Allein ich beharrte auf meiner Weigerung und jetzt liess man mich in Ruhe. Wäre nicht gerade ein Sonntag mit Predigt gewesen, so hätte ich mich vielleicht eher zur Teilnahme entschliessen können. - Nachher hatte ich allen Grund, es nicht zu bereuen, weggeblieben zu sein. Denn es muss ziemlich flott hergegangen sein, wie mir ein Teilnehmer selbst erzählte. Die

schweren Köpfe und halb missvergnügte Gesichter einzelner bestätigten dessen Aussagen am folgenden Morgen.

Um 8 Uhr nämlich marschierten wir und zwar gern von Einsiedeln ab. Man schlug die Strasse über den Etzel ein, welche von Eis und Schnee bedeckt war. Auf dem Etzel selbst genossen wir ein wundersames Schauspiel der Natur. Alle hatten sich nämlich schon zum voraus gefreut, nach langer Entbehrung wieder einmal in den heimatischen Kanton Zürich hinabschauen zu können. Allein auf dem Zürchersee ein dichter Nebel lag, der sich gleich einem ehernen Wolkenmeer als unbewegliche Masse weit über die beiden Ufer desselben hinaus erstreckte. Dies überraschte uns umso mehr, da wir von Einsiedeln weg im Frühlingssonnenschein gewandert waren, welcher auf der Höhe des Etzels fort dauerte. Vom tiefen Tal erblickten wir keine Spur; einzig die höher gelegenen Gebirgsgegenden des östlichen Teils vom Kanton Zürich lagen anmutig vor unseren Augen; über unsern Häuptern wölbte sich der blanke azurblaue Himmel und in weiterer Entfernung standen die mit frischem Schnee bedeckten Riesenberge vom Säntis bis zu den Schwyzer Mythen in ihrer ganzen Pracht da. Ringsum herrschte ein feierliches Schweigen. Es war, als seien die Täler von den Gebirgen durch jenes wie erstarrte Wolkenmeer undurchdringlich voneinander geschieden. - Wir erlabten uns im Wirtshaus des Etzel an diesem Naturschauspiel. - In der Mitte des jenseitigen Bergabhanges mussten wir in den dichten Nebel hineintreten, der kaum wenige hundert Schritte vor sich hersehen liess. Das Herabsteigen war wegen des Eises äusserst schwierig und zugleich gefahrvoll, sodass ein Soldat beinahe in das Bajonett seines Vordermannes gefallen wäre; infolge davon mussten alle ihr Bajonett abnehmen. - Oberhalb Pfäffikon gelangten

wir auf die Seestrasse und schlugen dieselbe gegen das Oberland hin ein und nach Altendorf und Lachen. Eine kleine $\frac{1}{2}$ Stunde von letzterem Städtchen etwas landeinwärts liegt Galgenen, wo unser Standquartier sein sollte. Bevor dasselbe bezogen werden durfte, wurde grosse Inspektion gehalten. Unsere ganze Brigade musste sich zu diesem Behuf auf der Heerstrasse in einer Doppelreihe aufstellen. Es mochte etwa 12 Uhr sein. Da kündigte Trommelschlag die Ankunft unseres Divisionärs, Oberst Gmür, an. Derselbe war aus einer Kutsche gestiegen und ging nun, von seinen Stabsoffizieren gefolgt, zu Fuss und unter steten Verbeugungen schnell neben der Front hinunter. - Jetzt erst eilte man in die Quartiere. - Mich traf diesmal das ehrenvolle Los, mit dem Oberst, dem Major und dem Quartiermeister bei Dekan Haller in Galgenen einquartiert zu werden. Haller ist ein stattlicher, Achtung gebietender Mann, äusserst sanft und einnehmend, wissenschaftlich gebildet, daneben bis auf Minutiöseste streng römisch-katholisch. So z.B. stand er während eines Gesprächs, als die Vespertglocke ertönte, ganz ungeniert auf und stellte sich ans Fenster, still zu beten und das Kreuz zu schlagen. Nachher setzte er sich wieder zur Gesellschaft. Auch wurde das Tischgebet niemals versäumt und die hohe Einquartierung musste mit oder ohne Willen mitmachen. - Mit Letzterem kam ich gar gut aus; die Herren gingen ihres Weges und ich ging meines Wegs. Dem Oberst und dem Quartiermeister war ich mit Kopieren behilflich, es bedauernd, dass die Reihe nicht öfter an mich kam. Die drei Herren bewohnten, wie billig, heizbare Zimmer, wogegen mir nur noch ein eiskaltes Kämmerchen angewiesen werden konnte. Deswegen musste ich mich den Tag hindurch in der Wohn- und Studierstube aufhalten, wodurch zwischen Haller und mir mancher interessante Diskurs

veranlasst wurde. Er ist Enkel des berühmten Restaurators Haller und steht im kräftigsten Lebensalter. Er versah früher das Sekretariat der päpstlichen Nuntiatur und wurde dann nach Galgenen versetzt, um die March für Kirche und Staat entschieden zu gewinnen. Er scheint in allgemeiner Achtung zu stehen. Über konfessionelle Angelegenheiten besprachen wir uns nur wenig, mehr wurden die Tagesbegebenheiten verhandelt. Auch Haller bedauerte, obschon dem gestürzten Regiment zugetan, die oft unbesonnenen Schritte der Führer des Sonderbunds und beklagte es, dass die Leute allzu grosses Selbstvertrauen gehabt, statt die Hilfe von oben zu suchen. Besonders tadelte er das häufig zutage tretende übermütige mit dem Sonderbund, während es klüger gewesen wäre, die Verbindung so still als möglich zu halten. Im Übrigen ergab er sich mit der ihm eigenen Gelassenheit dem künftigen Schicksal, überzeugt, dass es für die Sache am Ende so schlimm nicht kommen werde. In dem gemeinsamen Zimmer hing ein ausgezeichnetes Ölgemälde von Deschwanden, die Madonna mit dem Jesuskind. Dieses prächtige Kunststück wurde von allen bewundert und wer in das Zimmer trat, verweilte mit Entzücken vor dem Bilde. Überdies war unter demselben seidengepolsterter Knieschemel nach neuestem Geschmack angebracht und ich sah deutliche Spuren seines häufigen Gebrauchs. Also auch hier die Marienverehrung, wie sie in den meisten katholischen Pfarrhäusern in verschiedener Gestalt entgegentrat! - Alles im Haus zeugte vom Reichtum des Bewohners. -
.....war es, dass Haller ein schönes Portrait des bekannten Luzernischen Volksmannes Leu vom Nagel herabnahm und in einen Winkel seiner Bibliothek stellte, bevor die Einquartierung sich bei ihm eingefunden hatte. Dasselbst fand ich

es beim Suchen eines Buches zur Unterhaltung.

Gewiss hätte ihn deswegen niemand zur Verantwortung gezogen. Allein begreiflich ist auch, dass das Misstrauen im Anfang ziemlich stark sein musste. - Die Bewirtung war in jeder Hinsicht vortrefflich. Wir fühlten uns alle sehr wohl. Die gegenseitigen Diskurse hielten mich immer innert den Schranken des konventionellen Anstands, auch wenn über Politik geredet wurde. Haller bewies dabei seine Kenntnisse und widerlegte manches mit der grössten Ruhe aufs treffendste. Indes würde er sicher eifriger geworden sein, wenn er nicht solch seltene Gäste in Uniform zu Gegnern vor sich gesehen hätte. Gewöhnlich verhielt ich mich dabei ganz passiv, was meiner Stellung am angemessensten zu sein schien. Nur ein einziges Mal fühlte ich mich zu einer energischen Äusserung aufgefordert. Der Quartiermeister erlaubte sich nämlich einmal bei Gelegenheit vor allen zu sagen: „Alle unsere zerrütteten öffentlichen Zustände kommen eben doch von dem unglückseligen 1839 er Jahr her,“ womit er auf die straussische Bewegung in Zürich anspielte. „Allerdings,“ versetzte ich, „haben Sie zum Teil recht; nur muss man, um gerecht zu sein, auf den wahren Grund jener Vorfälle zurückgehen und sagen, sie seien durch Schuld einer Regierung hervorgerufen worden, welche entweder aus Unwissenheit oder aus bösem Willen unserem Land und Volk einen wirklichen Gottesleugner, dessen Grundsätze das Christentum allerdings vernichten, hat aufzwingen wollen.“ Diese freimütige Rede bereitete dem Gegner einige Verlegenheit und er schwieg; auch keiner seiner Genossen brachte eine Einwendung gegen dieselbe vor. Zu seinem Vorteil wurde jener in demselben Augenblick geschäftshalber abgerufen und ihm damit die Unannehmlichkeit erspart, näher auf die angeregte Materie einzugehen. Die Übrigen, welche sonst seine Mei-

nung geteilt hätten, erstarrten im Stillschweigen und lenkten das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Den Aufenthalt in Galgenen benutzte ich zu einem Urlaub nach Zürich, wie eine Menge von unseren Soldaten und Offizieren. Ich ging zu Fuss bis Hurd, von da über die grosse Brücke nach Rapperswyl, wo das Dampfschiff mich aufnahm. Abends 8 Uhr langten wir dort an. Am dritten Tag zur gleichen Stunde, da ich von Galgenen abgegangen, traf ich daselbst auch wieder ein. – Übrigens floss die Zeit äusserst langsam und einförmig dahin. Weite Spaziergänge konnten wegen des dichten und kalten Nebels nicht unternommen werden und immer in der Stube zu bleiben, war mir auch nicht angenehm. – Einst nahm ich mir vor, einen Gang ins Weggital hinein zu tun. Auf dem Wege dahin stiess ich auf mehrere Trupp Soldaten, welche es in jener Wildnis, wo kaum etwas zu essen zu bekommen war, nicht mehr hatten aushalten können und daher auf eigene Faust hin diese unwirtlichen Quartiere verliessen. Der Fusssteig wurde immer rauer, glatteisiger, jäh und verwandelte sich zuletzt in einen sogenannten Knitteldamm, auf welchem das Laufen höchst ermüdend wurde. Die Abenddämmerung wollte anbrechen; noch zeigte sich weit und breit keine menschliche Wohnung; ich stand in einer schauerlichen Hohlgasse; eine unheimliche Stille ringsum. Da kehrte ich rasch um, glitschte auf dem Eis blitzschnell die Höhe hinunter und kam noch vor Nacht in Galgenen wieder an. Man sagte mir, dass bis zum nächsten Quartier im Wägital mehr als zwei starke Stunden seien. Da hätte ich übel wegkommen können, wäre ich so allein den Weg weitergezogen! –

Mittlerweile rückte der Sonntag heran und ich war begierig, ob es da zu einer Kirchenparade kommen würde, um militärisch zu reden. Absichtlich schwieg ich davon und harrte eines diesfälligen

Befehls; inzwischen sammelte ich meine Gedanken zu einem angemessenen Thema. Da sagte der Oberst Freitagabends zu mir: „Es ist dich schade, dass wir morgens wieder abmarschieren müssen; es hätte sich nächsten Sonntag so gut ein Militärgottesdienst einrichten lassen; hier die prächtige Kirche ganz in der Nähe und der grössere Teil des Bataillons ist ja gar nahe beieinander stationiert.“ Ich teilte sein Bedauern. Nun kommt des folgenden Morgens (Samstag) die Ordonnanz, dass wir bis Montag noch hier bleiben müssten. Gleich dachte ich: Ich will doch gern sehen, ob es aus einem Gottesdienst etwas werden soll, da jetzt das bedauerte Hindernis weggefallen ist. Es schien mir fast sicher, dass der Oberst seine Zusage halten werde; umso emsiger schritt ich im Meditieren fort, regte jedoch die Sache absichtlich nicht an. Es wurde Samstagmittag, es wurde Abend und noch immer gab der Oberst kein Zeichen von sich. Endlich um 7 Uhr nachts wagte ich, ihn daran zu erinnern, dass es morgen Sonntag sei und ob wir nun nicht Gottesdienst halten wollten. „Behahre,“ fiel er schnell ein, „das ist gar nicht möglich, die Truppen liegen zu weit auseinander!“ Damit wandte er sich von mir ab. Und doch wusste ich, dass das Bataillon um keinen Fuss disloziert worden war. Als die Unmöglichkeit da war, heuchelte man darüber Bedauern; als aber die Möglichkeit eintrat, nahm man zur Unwahrheit die Zuflucht, um ja nicht eine Predigt anhören zu müssen. Solcher Brutalität und Hinterlist war das Amt des Feldpredigers unterworfen. Meine Entgegnung bestand in Stillschweigen, das eine gerechte Entrüstung nur mit Mühe zu unterdrücken vermöchte.

Schon vormittags am Sonntag spazierten Soldaten und Offiziere hin und her. Gegen 11 Uhr bewegten sich zahlreiche Soldaten nach Lachen hinab, wo Bezirkslandgemeinde abgehalten wurde. Aus diesem Grunde auch musste

unser Bataillon noch in Galgenen bleiben, um, wie es hiess, dieselbe zu überwachen, die Leute im Zaum zu halten und allfällige Ruhestörungen im Keime zu ersticken, oder, wie ein anderer meinte, damit die Wäggitaler bei Hause bleiben mussten, weil sie ihre Weiber und Töchter nicht gern bei der Einquartierung allein lassen. Damit bekamen die politischen Gegner an der Landgemeinde die Oberhand und hatten gewonnenes Spiel. Und so kam es denn auch. Ich begab mich auch zu dem Platz hinab; er liegt eine kleine Viertelstunde ausserhalb Lachen gegen Galgenen hin. Eine Vertiefung im Wiesengrund bildete das treffliche Lokal für die Verhandlungen. Die Versammlung mochte einige tausend Köpfe stark sein. Der Zuschauer waren beinahe noch mehr. Auf einer mässigen Anhöhe standen oder sasssen die Vorsteher und um sie die Schreiber. Das eidgenössisch – radikale Element machte sich hier gewaltig Luft, nachdem es so lange unter dem Druck gehalten worden war. Es mussten von der Landgemeinde mehr als 50 Wahlen in verschiedene Behörden getroffen werden. Da konnte man sehen, wie das Volk richtet und welcher Censur seine Auserkorenen sich zu unterwerfen habe. Wurde einer vorgeschlagen, so erhob sich lautes Geschrei dagegen, oder man charakterisierte ihn so, dass allgemeines Gelächter entstand. Schonungslos nahm man missbeliebige Personen, über welche abgestimmt werden sollte, durch. Ein ächt liberaler Führer forderte dringend zur Versöhnung auf und brachte gemässigte Kandidaten wiederholt in Vorschlag. Aber fast jedes Mal fiel er damit durch. Da sagte er den Anwesenden bittere Wahrheiten ins Gesicht und warnte vor Extremen, vor Parteilichkeit und Willkür. Allein man lachte ihn nur aus; die durch den Schutz der eidgenössischen Bajonette kühn gemachte Menge beharrte auf ihrem Sinn. Das Endresultat der unzähligen Abstimmungen war,

dass von den 50 getroffenen Wahlen nur sehr wenige auf milde gestimmte Kandidaten fielen; von den bisherigen Hauptführern durfte einer kaum genannt werden, so wurde er ausgeschlossen. Die radikale Partei besass also damals entschieden das Übergewicht. Dabei wirkte noch ein bemerkenswerter Umstand mit. Wer Gnade finden wollte, musste als Märchler einen besonders guten Leumden haben und in dieser Eigenschaft dem alten Lande Schwyz schroff gegenüberstehen. Denn in jenen Tagen konnte das Lieblingsprojekt des äusseren Landes Schwyz, sich vom alten zu trennen und einen eigenen Kantonsteil zu bilden, wieder mit aller Macht auf. – Wie schnell hat sich aber auch dort die Sachlage verändert, als die eidg. Bajonette verschwunden waren! Die eidgenössisch – radikale Volksstimmung stellte sich als eine rein erkünstelte heraus.

Des folgenden Morgens, Montags den 21. Dez., um 8 Uhr mussten wir das bisherige Standquartier wieder verlassen und machten nun ganz dieselbe Marschrouten, welche eine Woche zuvor von uns zurückgelegt worden war, nämlich bis Einsiedeln, wo man gegen 1 Uhr einzog. Diesmal wurde niemand im Kloster, das schon Einquartierung hatte, untergebracht, sondern meistens in Wirtshäusern; der Stab logierte im Gasthof zum Hirschen. Wir setzten uns, da unterwegs nirgends Halt gemacht worden, mit vollem Appetit zur schnell gerüsteten Mahlzeit. Mit Ausnahme des Obersten, der auf Urlaub in Zürich sich befand, waren alle Offiziere anwesend. Man speiste mit Lust und unter mancherlei Gesprächen; doch schlugen diese allmählich in Obszönitäten um, über welche ich mit Stillschweigen meine Missbilligung äusserte. Da rief einer Spöttisch: „Redet auch nicht so wüst vor unserem Feldprediger!“ Darauf erwiderte ich: „Tun Sie, meine Herren, was und wie Ihnen beliebt, ich meines Teils tue dann auch,

was mir gut dünkt.“ Der Sinn dieser Worte missverstand jener und sagte lachend: „Ja, das glaube ich.“ Mein Entschluss war aber gefasst. Denn als einer den andern in schmutzigen Ausdrücken zu überbieten suchte, stand ich auf, stellte meinen Stuhl unter den Tisch und entfernte mich, obschon die Mahlzeit kaum begonnen hatte. Eine solche Gesellschaft ekelte mich aufs tiefste an. Die Zurückbleibenden mochten meine Entfernung nicht einmal bemerken, so eifrig waren sie mit ihren Zotenreissereien beschäftigt; jeden falls aber achteten sie den Grund meines Weggehens nicht, so viel Zartgefühl war ihnen nicht zuzumuten.

Ich schlenderte nun längere Zeit bald allein, bald in Begleit irgend eines Bekannten umher, bis die Kälte mich wieder in den Gasthof zurücktrieb. Hier war es unterdessen lebhafter geworden, indem noch ein anderes zürcherisches Bataillon seinen Einzug gehalten hatte. Den übrigen Teil des Tages ging für mich in der tödlichsten Langeweile dahin; ich begab mich daher schon nach 8 Uhr zur Nachtruhe. Von Schlaf konnte aber keine Rede sein, denn aus dem unteren Gastzimmer tönte in mein Schlafzimmer herauf ein so entsetzlicher Lärm, der oft zu einem wirklichen Geheul, vermischt mit anständigem Gesang, wurde, dass erst gegen Mitternacht, da alles zu Bette gegangen war, meine Augen sich schliessen konnten.

Des folgenden Morgens um 8 Uhr marschierte das Bataillon von Einsiedeln wieder ab. Es ging über den sogenannten Katzenstrick, wo ich auf dem Glatteis einen Fall tat, der mir fast das Leben hätte kosten können; indes kam ich gottlob mit einem kleinen Schmerz davon. Über Rothenturm gelangten wir abermal nach Sattel, wo über Mittag Rast gehalten ward. Die Stube war zum Erdrücken voll von Militär. Ich sass mit Offizieren um einen kleinen Tisch und wir liessen uns das

sehr frugale Mahl wohl schmecken. Da äusserte einer: „Wir haben bisher allzu kostspielig in den Gasthöfen gelebt; nun soll es anders werden; von jetzt an werde mit jedem Wirt traktiert; Suppe, Fleisch und Gemüse. Damit Punktum.“ Ich gab Beifall und sagte: „Richten Sie es so ein, dann bin ich auch von der Partie; bei dem bisherigen Wohlleben konnte und wollte ich nicht mitmachen. Aber so gefällt es mir.“ Die meisten Offiziere stimmten zu. Da rief einer: „Wir können wohl so etwas unter uns verabreden; aber wenn der Oberst wieder kommt. So will er noch Braten haben.“ Ein allgemeines Gelächter erscholl hierauf. Indes fand man die Einwendung sei so ganz unbegründet nicht. Es wurde daher fürs Geratenste gehalten, es darauf ankommen zu lassen. Einige Tage nachher sah ich dieselben Herren in einem Gasthof an einer schwer beladenen Tafel sitzen und musste also bemerken, dass sie von den gefassten guten Vorsätzen des gänzlichen wieder abgekommen seien! An dem kleinen Tisch sassen wir so gemütlich beisammen wie noch selten. Da sagte einer: „Wahr ists, dass man in diesem Feldzug schrecklich viel Geld braucht.“ Und nun zählte ein jeder die Summe auf, welche er durchgemacht hatte. „Aber Sie,“ fiel ein anderer an mich sich wendend fort, „Sie machen viel Geld vor.“ Ich versetzte: „Das alles könnten Sie auch, wenn Ihre Lebensart eine einfachere wäre; besonders wird, will mir scheinen, beim Kartenspiel viel vergeudet.“ Keiner mochte dies leugnen und gab mir durch Stillschweigen recht. Als wir gespeist hatten, ergingen sich etliche wieder in den skandalösen Reden und Erzählungen, sodass ich auch hier gezwungen war, beiseite zu gehen und das Zimmer zu verlassen. Solche Diskurse liessen einen tiefen Blick in die Gesinnung derer tun, die sich solcher Obszönitäten selbst in Gegenwart der gemeinen Soldaten und der Subalternen nicht schämten.

Um 2 Uhr marschierten wir von Sattel ab. Auch jetzt ging ich eine Strecke dem Bataillon voraus und gelangte so nach Steinen hinunter, wo ich meiner Leute harrete. Allein es rückte nur eine Kompanie nach, deren Hauptmann mir meldete, dass das Bataillon seinen Weg bei „ecce homo“ nach dem Dorf Steinerberg genommen habe. Zurückgehen den Berg hinauf mochte ich nicht mehr und zog es vor, direkt von Steinen aus mich nach Arth, unserem künftigen Standquartier, zu begeben. Es bedurfte jedoch hiezu eines Führers, der sich in der Person eines Knaben bald fand. Dieser begleitete mich mitten durch den Schutt und Trümmerhaufen des bekannten Bergsturzes in diesem Tal 1806. Schon zwölfmal hatte ich des Anblicks dieser schauerlichen Grabstätte genossen, immer ergriff eine tiefe Wehmut mein Gemüt; diese Stimmung bemächtigte sich meiner auch jetzt, da wir gegen eine Stunde lang durch Sümpfe, über kleine Hügel hin und neben ungeheuren Felsstücken vorbei, ohne eine menschliche Wohnung anzutreffen, einen schmalen Pfad passieren mussten. Auf der Strasse nach Goldau angelangt, entliess ich den jungen Führer und eilte nun allein nach Arth hinab, wo ich kurz nach der Ankunft der Truppen eintraf. – Wiederholt hatte mir der Quartiermeister ein Logis im dortigen Pfarrhaus, das uns beiden von früher bekannt war, versprochen. Inwiefern er Wort gehalten, zeigte sich bald. – Man gab mir ein Quartierbillett, das auf einen Kaplan lautete, dieser war nicht bei Hause und dessen Haushälterin äusserte gegen meine Aufnahme, da sie mich, wie sich nachher ergab, für einen höheren Offizier hielt, vielerlei Bedenken; es sei in dem Haus kein rechtes Bett, kein warmes Zimmer, kein Wein für mich zu finden. Willig liess ich mich abweisen. Unterwegs stiess ich auf unseren Quartiermeister und hielt ihm seine Wortbrüchigkeit vor, die mich umso mehr ärgern muss-

te, da er sich selbst mit einigen Offizieren im Pfarrhaus einzuquartieren für gut befunden hatte. Es hatte ihn überdies der Egoismus geleitet. Über meine gerechten Vorwürfe zuckte er nur lachend die Achseln und äusserte, wie der Major angelegentlich gewünscht habe, ich möchte doch neben ihm im Gasthof zum Adler Quartier nehmen. „Überhaupt wäre es,“ fügte er bei, „besser, wenn Sie sich mehr an die Offiziere anschlossen.“ Darüber brach mein sonst schon erregter Unwille unverholen los und ich versetzte ihm: „Ja, mit diesen Herren ist's nicht gut zusammenleben, wenn ich daran denke, welch schändliche Gespräche sie gestern in Einsiedeln geführt haben.“ – „Ach pah,“ erwiderte er, „unter dem Militär muss man nicht alles so genau nehmen.“ „Aber warum,“ fragte ich „kann man denn nicht über Gegenstände Diskurs führen, die keinen ehrbaren Menschen abhalten, daran teilzunehmen? Muss man sich denn immer nur mit skandalösen Dingen befassen in der Unterhaltung?“ Darauf sagte er: „Es geht anderswo nicht besser zu. Letzthin sass ich unter Glarneroffizieren, die ganz ähnlich sich die Zeit vertrieben und ihr Feldprediger machte nicht nur keine Einwendungen dagegen, sondern er hielt noch mit.“ „Der Glarner Feldprediger,“ erwiderte ich, „ist für mich kein Beispiel der Nachahmung, wenn er sich auch so weit verleiten liess. Nie werde ich solchen Unflätereien meinen Beifall geben und nie zu unseren Offizieren halten, so lange sie gemeinen Zoten sich hingeben.“ – Zuletzt sagte der Herr lachend: „Nicht wahr, Herr Pfarrer, wir haben Ursache, uns zu bessern; es wäre wirklich einmal Zeit dazu.“ „Allerdings,“ entgegnete ich, „ist's nicht mehr zu früh, da das Ende des Feldzugs hoffentlich in naher Aussicht steht.“ – Damit schieden wir voneinander, ich fühlte mich erleichtert, bei diesem Anlass einmal mein Herz geleert zu haben. – Eine Misshelligkeit erwuchs mir

daraus nicht, man musste sich selbst gestehen, dass ich Recht hatte.

Das Quartieramt wies mich nun doch ins Pfarrhaus; allein der Hausherr erklärte mir freundlich und mit Bedauern, dass alle Zimmer besetzt seien; nur ein Dachstübchen blieb für eine einzige Nacht frei; er überliess es mir gern und lud mich an den Tisch. Des folgenden Morgens war ich abermal genötigt, ein anderes Quartier ausfindig zu machen. Ein bitteres Gefühl der Verlassenheit bemächtigte sich meiner, ich bat im Willen zu Gott, er möchte mir doch eine stille Zufluchtstätte aufschliessen, deren ich um so viel mehr bedurfte, da auf das nahe heil. Weihnachtsfest an Meditationen für Predigten gedacht werden musste. Mein inständiges Flehen sollte bald und über Verstehen erfüllt werden. Das Quartieramt zeigte sich unwillig über die mir beim Kaplan widerfahrene Abfertigung; zugleich musste er gestehen, dass der Ortspfarrer mit Einquartierung wirklich hinlänglich bedacht worden sei. Damals nämlich wurden die sog. Roten (Ultramontanen) mit Militär beinahe erdrückt, um sie mürbe zu machen, weil sie, wie mir einer der unsrigen sagte, an der Bezirkslandgemeinde in Schwyz wieder einige der alten Vaterlandsverächter gewählt hätten, die Schwarzen dagegen (die Radikalen) gingen fast ganz leer aus. Die soldatische Belehrungsmethode hatte denn eine Beschwerde der andern bei der provisorischen Regierung zur Folge. Nachdem ich auch an einem dritten Ort abgewiesen worden war so verschaffte mir ein Mitglied des Quartieramts ein anständiges Quartier und schickte sofort einen Mann in das Haus des Kaplans, der inzwischen zurückgekehrt war und den Bescheid erteilte, ich solle nur kommen, seine Magd habe sich geirrt. Schnell siedelte ich aus dem Pfarrhaus in die an dasselbe anstossende Kaplanei über mit meinem Koffer und war hochofrenut, daselbst ein schönes und gemütliches, heizbares Zimmer samt

Kabinett mit einem trefflichen Bett zu finden. Der Herr Kaplan selbst sagte mir freundlich alle wohlwollende Aufnahme und er bestärkte sein Wort mit der Tat. Auch die Haushälterin war mit dieser unerwarteten Wendung der Dinge vollkommen zufrieden.

Mein Aufenthalt in Arth gestaltete sich öde und langweilig. Eis und Schnee bedeckte die Strassen tief; es herrschte eine sehr empfindliche Kälte und überdies lagerte sich ein undurchdringlicher Nebel über See und Land. Mit den Offizieren war an kein freundschaftliches Verhältnis mehr zu denken; sonst hatte ich keinen bekannten Menschen und musste mich somit meistens im Zimmer aufhalten, mit Lektüre beschäftigt. - So herrlich die Gegend im Sommer und im Zustand der Freiheit ist, so melancholisch erschien sie mir jetzt Ende Dezember und im Stand militärischer Knechtschaft.

Da nach wenigen Tagen Festesfeier mit Kommunion stattfinden sollte, so ging meine Hauptbeschäftigung dahin, einen würdigen Militärgottesdienst vorzubereiten. Zum Behuf des Abendmahlgenusses schrieb ich an den Sigrist am Grossmünster in Zürich und ersuchte ihn, mir die gehörige Anzahl von Oblaten und womöglich auch Becher und Schüssel zu übersenden. Meiner Bitte wurde bereitwillig entsprochen. - Sodann machte ich mich an den Organisten in Arth, dass er unsern Gesang mit der Orgel begleiten und gelegentlich einige angemessene Stücke auf der Orgel spielen möchte. Beides versprach er zu tun. Für das Erste übergab ich ihm die selbgeschriebene Partitur eines unserer Kirchenlieder; sogleich versuchte er dasselbe auf dem Klavier zu spielen, wobei er sich aber so linkisch und ungeschickt benahm, dass ich ihm erklärte, auf sein Akkompagnement lieber zu verzichten, als Gefahr laufen zu wollen, dass unser Gesang von der Orgel über den

Haufen geworfen werde. Dies fand er auch selbst ganz begreiflich und stellte sein elendes Geklimper sofort ein. Dagegen bot er mir die Mitwirkung der Musikgesellschaft an, welche die Kirchenmusik verstehe, was ich mit Dank annahm. Er fügte selbstgefällig bei, dass dieselbe nur wenige Rote zähle und den Eidgenossen diesen Dienst recht gern erweisen werde. Ich aber erwiderte, ob rot oder schwarz, das sei mir jetzt einerlei, wenn nur passend musiziert werde.

Alle diese Anordnungen wurden vom Oberst gutgeheissen und ich war froh, sie schon beizeiten getroffen zu haben, denn erst nachher kam die schriftliche Order vom Divisionär durch den Brigadier, dass wir in Arth Gottesdienst mit Kommunion halten sollten. Ausser 3 von unsern Kompanien erhielt auch eine thurgauische Kompanie, die in Walchwil lag, auf ihr Ansuchen Zutritt.

Am ersten Weihnachtstag den 25. Dez. fand der Militärgottesdienst in der Kirche zu Arth statt und zwar morgens um 10 Uhr. - Vor dem Beginn desselben traten einige Offiziere in mein Zimmer, um das Nähere zu verabreden, unter ihnen der Major, welcher mich fragte, ob eine Predigt oder nur eine Rede gehalten würde; das erstere schien ihm schon zu viel; allein ich versicherte ihm bestimmt, dass eine förmliche Predigt in Aussicht stehe, was für 2 Festtage wohl nicht zu viel sei. Damit musste er sich gern oder ungern zufrieden geben. Unter den gewöhnlichen Ceremonien ging der Zug in die Kirche vor sich. Alles Militär stand in der grossen Uniform, glänzend und prompt, - ein prächtiger Anblick. Mein Eintritt geschah unter einem mit Begleitung gesungenen Solo einer männlichen Stimme. Ich nahm meinen Platz in einem Stuhl des Chors, wo auch der Oberst und einige andere sassen. Auf der Orgel hatte sich ein Häuflein Musikanten und Sänger platziert. Da der Sologesang, dessen Stimme weniger

als mittelmässig war, kein Ende nehmen wollte, so trat ich vor unsern Abendmahlstisch und verlas die Strophen des von den Soldaten zu singenden Weihnachtsliedes (Nr. 68) worauf der Dilettant dort oben sogleich verstummte. Unser Gesang, den ich auch hier wieder mit Vorsingen leitete, machte in der geräumigen und schönen Kirche einen grossen Eindruck. Ausser einer Anzahl von Laien hatte sich auch der Klerus des Orts eingefunden und hörte in einem Winkel der mit dem Turm verbundenen Emporkirche zu. Diesmal durfte ich die gewöhnliche Kanzel besteigen. Es geschah nur mit Beben beim Anschauen der weiten und hohen Räume, beim Hinblick auf die gespannte Neugierde Vierter, die herbeigekommen waren. Natürlich hielt ich eine Weihnachtspredigt; der Text war Evang. Joh. 15.16. In der Einleitung führte ich den Gedanken durch, wie wir hier in der Fremde mit den Unsrigen in der fernen Heimat durch das Band einer gemeinschaftlichen Festesfeier auf innigste verbunden seien, wenn auch nicht dem Leibe nach, doch im Geiste und in der Wahrheit. Das Thema lautete: Die Dahingabe Christi - der höchste Erweis der Liebe Gottes. Diese Liebe erweist sich theils in dem gegebenen Opfer, theils in dem damit verbundenen Heilsratschluss. - Diese Festbetrachtung wurde ungeachtet der Ausgedehntheit mit ungeteilter Aufmerksamkeit bis zum Schluss angehört. Mit innerer Freudigkeit, wenn auch körperlich etwas ermüdet, verliess ich die Stätte der Verkündigung. Aber im Blick auf einige Hochgestellte liess mich erkennen, dass ich es ihnen auch so nicht recht getroffen habe, ungeachtet die Predigt eine religiöse Natur gewesen. Vielleicht hatte sie ihre Ohren und Herzen allzu lange in Anspruch genommen. Da fiel mir jenes Schriftwort ein: „Das Wort vom Kreuz ist dem einen ein Ärgernis, dem andern eine Torheit.“-

Gleich nach der Predigt fand die Feier der heil. Communion statt, ganz nach zürcherischem Ritus. Die vier höchsten Offiziere, vom Major abwärts versahen den Dienst der Administranten; es war keiner unter ihnen, der wohl schwerlich in Zeiten des Friedens bei Hause diese Stelle einzunehmen bereit wäre. – Indes bewahrten alle einen gewissen höheren Anstand und schienen doch den Ernst der Feier mitzufühlen. – Während der Communion selbst wurde von der erwähnten Gesellschaft gesungen und musiziert, auch die Orgel gab ihren Beitrag. Ohne die mindeste Störung ging der Gottesdienst vorüber. – Mit einem Choral von dem Militär wurde derselbe beschlossen.

An diesem nämlichen Tage besprach ich mich mit dem Oberst über meine Entlassung vom Feldpredigerdienst, wozu schon wiederholt Schritte von mir getan worden waren. Jener zeigte sich bereitwillig, das Seinige hiefür beizutragen, was sogar bereits geschehen sei. Nun ging aber mein Wunsch noch speziell dahin, schon jetzt austreten zu dürfen, teils weil ich ein Verlangen hatte, mit meiner Gemeinde bei Hause den Jahreswechsel begehen zu können, teils weil soeben ein Brief ange- langt war, der mir von dem Unwohlsein meines lieben Kindes Nachricht gab. Letzteres beunruhigte mich nicht wenig und daher setzte ich alles daran, heim- zureisen. Zwar war auf ein früheres Gesuch hin schon ein Stellvertreter für mich bestimmt, allein dieser sollte erst nach Neujahr eintreffen und eben dies dauerte mir zu lange. Der Oberst erteilte mir nun Urlaub übers Neujahr, inso- fern ich für die nächsten Sonntage ei- nen Prediger stelle. Zu diesem Behuf war eine Reise nach Zürich unerläs- slich. Diese setzte ich auf den folgenden Tag fest. Nachmittags, also am 26. Dez. musste jedoch auch in Steinen dem in jener Gegend liegenden Militär gepredigt werden, weil für die Kommu- nion nebst den Abendmahlgefässen auch noch ein Fässchen Wein mitge-

nommen werden musste, so bedurfte es eines Fuhrwerks. Dasselbe fand sich in der Gestalt eines gebrechlichen Schlittens; vor denselben ward ein elender Klepper gespannt und die Lei- tung des Ganzen übernahm ein griesgramer Alter. Ich setzte mich in das Fuhrwerk hinein. Allein schon nach einer Viertelstunde ward ich des Fah- rens überdrüssig; denn der Fuhrmann hieb so unbarmherzig und doch frucht- los auf den dem Einsturz nahen Gaul los, dass ein Fussgänger schneller den Weg zurücklegte. Doch der Kutscher hielt auf Ehre und wollte mich durch- aus nicht absteigen lassen, verheis- send, es werde gewiss noch besser gehen. Es dauerte jedoch eine gute Zeit, bis die Maschine in den rechten Gang kommen wollte. Indes gings bergab so leidlich. Unterwegs, über den Goldauer Schutt, krachte das Fuhrwerk einmal so entsetzlich, dass ich befürchtete, wir würden zusammen auf die Strasse hinabglitschen. Inzwi- schen langten wir gerade zur rechten Stunde ohne weiteren Unfall in Steinen an. Mit dem dortigen Pfarrer und dem Mesner traf ich die nötigen Vorberei- tungen. So z. B. musste das Fässchen Wein in die grossen blechernen Trink- hörner, welche das Militär immer mit sich führt und die für diesen Gebrauch silberhell blank gereinigt worden wa- ren, geschüttet werden. Aus diesen Kannen wurde dann der Abendmahl- wein in die Kelche gegossen und wäh- rend der Kommunion von den admi- nistrierenden Soldaten getragen. - Von dem Gottesdienst, bei welchem ich die Predigt von gestern hielt, mag nur das hervorgehoben werden, dass ein Or- ganistenknabe, der uns absurde Stü- cke spielte, von mir abberufen wurde, dass ausser einer grossen Menge Lai- en auch die Ortsgeistlichen selbst der Kommunion beiwohnten, was ich gern gestattete, damit die Leute sahen, wie wir Gott auch würdig zu verehren und seine Gnade uns anzueignen vermö- gen, und dass nach Vollendung des

Gottesdienstes, bei welchem Hauptleute und Leutnants administrierten, die Kannenträger den übrigen Wein schnell wegtragen wollten, um ihn mit den Kameraden zu vertrinken, wogegen ich aber Einspruch erhob, bis von höherem Orte die Erlaubnis dazu erteilt wurde. Also nahm ich den Wein wieder nach Arth zurück, wo mir dann der Quartiermeister sagte, die Kompanien daselbst hätten den dortigen Abendmahlwein auch als „bene“ erhalten, deswegen diejenigen in Steinen den ihren ebenfalls bekommen sollen. Gegen diese Anordnung hatte ich keine Einwendung zu machen, es war mir in Steinen nur um Vermeidung von Missbrauch zu tun gewesen.

Am Nachmittag erhielt ich nun von meinem Oberst die definitive Erlaubnis zur Abreise. Schnell war der Koffer gepackt und eine Chaise bestellt. Gegen 4 Uhr abends nahm ich Abschied von denjenigen Kommilitonen, die zu treffen waren. Mit unbeschreiblichem Wonnegefühl fuhr ich von Arth ab in der bestimmten Absicht, nicht wieder zurückzukehren und sollte ich das ganze Land durchlaufen, einen Stellvertreter fürs Neujahr zu finden. Von da an aber war, wie oben bemerkt, schon gesorgt. Ich hatte demnach begründete Hoffnung, nie zum Bataillon zurückkehren zu müssen, und dieser Gedanke flösste mir neuen Lebensmut ein. Um 7 Uhr langten wir in Zug an. Im Hirschen war die Gaststube gedrängt voll. Es wurde wacker gekommerzisiert. Ein früherer Bekannter machte sich an mich und wir führten Gespräche auch über kirchliche Gegenstände. Es war ein katholischer Liberaler, der fühlte das schwere Joch der Beichte, des Kirchbesuchs und der Religion überhaupt. Ich bemerkte ihm, dass die evangelische Kirche auch auf Gottesdienst halte und überhaupt es mit dem Leben nicht so leicht nehme, wie er meine. Das wollte ihm auch nicht gefallen und er erklärte, fern vom Übertritt zu sein. Darauf ermahnte ich ihn, zu

bleiben wo er sei, weil wir genug unerfreuliche Cornvertiten hätten. – Nun wollte er noch über die Heil. Schrift mit mir diskutieren. Allein mit wenigen Gegengründen wusste er sich in die Enge getrieben und so wurde abgeschlossen. Stattdessen widmeten wir noch ein Stündchen dem Gesang und dies passte eher für die Umgebungen, als theologisch-kirchliche Untersuchungen. Ich machte auch hier die alte Erfahrung, dass grundsätzliche Radikale, seien sie Protestanten oder Katholiken, darin eins sind, gar kein positives Christentum und keine kirchliche Gemeinschaft anzuerkennen, sondern sich mit einem blossen Naturalismus zu begnügen, der ihren Bestrebungen keine Gewalt antut. –

Ich blieb noch bis Mitternacht. Da rollte der Postwagen heran. - um 5 Uhr morgens langte ich in Zürich an. Nach einiger Mühe fand sich ein Stellvertreter in meinen Feldpredigerdienst und somit war ich desselben auf immer erlöst!

Einige Tage nachher traf ich in meiner lieben Gemeinde und in meinem Hause ein unter lebhaftem Dank gegen den Herrn, der mich so gnädig behütet und mir in allen Gefahren so allmächtige Hilfe so augenscheinlich hatte angedeihen lassen.